

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

**Insertionsgebühr**  
beträgt für die 3 gespaltene Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Reuthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

### Abonnements-Einladung.

Zum bevorstehenden Vierteljahr-Wechsel erlauben wir uns, alle Arbeiter Berlins zum Abonnent auf das „Berliner Volksblatt“ mit der Gratis-Beilage „Illustrirtes Sonntagsblatt“ einzuladen.

Die Reichshauptstadt hatte vor dem Erscheinen unseres Blattes kein Organ, welches den Interessen der werktätigen Bevölkerung diene. Das „Berliner Volksblatt“ füllt diese Lücke aus, es bedarf aber, um seiner Aufgabe voll und ganz gerecht werden zu können, der nachhaltigsten Unterstützung der Arbeiter.

Wer der Sache der Arbeiter dienen will, helfe ein Unternehmen befestigen, welches bestimmt ist, die berechtigten Forderungen und Wünsche der Arbeiter zum Ausdruck zu bringen, und auf ihre tatsächliche Erfüllung hinzuwirken.

Ein Jeder von unseren bisherigen Anhängern suche in dem Kreise seiner Freunde und Bekannten das „Berliner Volksblatt“ zu verbreiten und sehe darauf, daß jeder neugefundene Bekannungs-genosse, sein Versprechen, zu abonniren, auch wirklich hält.

Am 1. April schließen wir unseren ersten Jahrgang ab; es ist uns in dem verfloffenen Jahre klar geworden, daß die Berliner Arbeiterschaft wirklich von der Wichtigkeit durchdrungen ist, ein Organ zu besitzen, in welchem ihre Forderungen und Bedürfnisse in unverfälschter, ungefärbter Weise an die Öffentlichkeit gebracht werden.

Unsererseits werden wir auch fernerhin bemüht sein, den Inhalt unseres Blattes immer reichhaltiger zu gestalten.

Ganz besondere Sorgfalt werden wir auch auf das Feuilleton verwenden und am 1. April mit der Veröffentlichung eines höchst interessanten und spannenden Romans aus der Feder Friedrich Gerstäcker's

### Im Eckfenster

beginnen. Den neu hinzutretenden Abonnenten wird — soweit der Borrath reicht — der bisher erschienene Theil des Romans

### „Gesucht und gefunden“

so wie das „Illustrirtes Sonntagsblatt“ gratis und franko nachgeliefert.

### Das „Berliner Volksblatt“

### Feuilleton. 124 Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Duz.  
(Fortsetzung.)

Vierter Band.  
Erstes Kapitel.

Philippinenstraße 74! — befehl ein wohlbeleibter Herr auf dem Frankfurter Bahnhofe einem Droschkenkutscher. Dann half er einem recht hübschen, jungen Mädchen in den Wagen, nahm selbst in seinem warmen Reisepelze behaglich und breit neben ihr Platz, und der lebensüberdrüssige Gaul lehnte sich mühsam in den bekannten, schleichenden Trab eines Berliner Droschkenpferdes.

Da die Entfernung weit genug war bis zum Ziele der Fahrt, so hatten die beiden Insassen des Wagens Zeit genug, noch mit einander zu plaudern und sich über den Zweck ihres Besuchs in der Residenz genau auszusprechen. Dieser Zweck mußte ein ganz besonderer sein, denn zum Vergnügen reist man im November, dem unfreundlichsten Monat des ganzen Jahres, nicht in die Residenz. Die Insassen dieses Wagens waren Niemand anders als Amberg und seine Nichte Emmy.

„Glaubst Du denn, Onkelchen,“ sagte die Letztere, „daß wir einen guten Empfang haben werden?“

„Gar nicht zu bezweifeln, mein Kind!“ antwortete Amberg. „Ich kenne meinen Bruder; es giebt kein gutmüthigeres Haus auf der ganzen Welt, als er. Freilich die Behandlung, welche er bei uns erfährt, das war eine ärgerliche Geschichte, er wird sie aber längst vergessen haben. Außerdem komme ich ja, um ihm das Anerbieten zu machen, ihm einige tausend Thaler vorzuschließen.“

„Das willst Du thun, Onkel?“

„Thörin, wohin denkst Du? Ich ihm einige tausend Thaler vorzuschließen? Daran ist gar nicht zu denken.“

„Aber Du sagtest eben noch . . .“

„Ich sagte, daß ich ihm das Geld anbieten würde. Ich werde es auch thun, aber nur, weil ich weiß, daß er es nicht nimmt, und zwar weil er es nicht braucht.“

„Es geht ihm wirklich jetzt so glänzend?“

kostet für das ganze Vierteljahr 4 Mark, für den Monat April 1 Mark 35 Pf., pro Woche 35 Pf. frei ins Haus.

Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungs-Expediteuren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für das nächste Quartal zum Preise von 4 Mark entgegen.

Außerdem bitten wir unsere auswärtigen Abonnenten die Bestellung bei der Post rechtzeitig aufzugeben, damit die Nachzahlung von 10 Pf. Strafpfennig vermieden wird.

Die Redaktion und Expedition des „Berliner Volksblatt.“

### Auch ein „nationales“ Unternehmen.

Vor einigen Tagen wurde vom Rhein gemeldet, daß der erste See-Fluß-Dampfer „Industrie“, welcher von der badischen Schraubendampfschiffahrtsgesellschaft zu Mannheim eingestrichelt worden ist, von London in den Zollhafen zu Köln a. Rh. eingelaufen sei.

Auf dem prunkvoll geschmückten Dampfer befanden sich verschiedene Aktionäre und Vertreter des Großkaufmannsstandes, durch deren Kapitalbetheiligung das Unternehmen zu Stande gekommen war. Das mächtige Schiff wurde bei seiner Einfahrt von Böllerschüssen begrüßt, während es selbst durch drei Kanonenschüsse der alten Rheinflotte den Gegenruf zu feuerte.

Allgemeine Theilnahme zeigte sich bei der ungewohnten Erscheinung dieses hochragenden, einem Seeschiffe ähnlichen Dampfers; die Bevölkerung der sämtlichen Rheinstädte war in Bewegung gerathen und tausendstimmige Hurrahs durchbrausten die Lüfte.

Auf der „Industrie“ war ein Festmahl bereitet, ein jubelndes Hoch wurde dem Kaiser, ein zweites dem Vaterlande gebracht und die ganze hochachtbare Gesellschaft schwamm in patriotischem und nationalem Entzücken.

Das neue prächtige Schiff wird einen regelmäßigen Verkehr zwischen Köln und London unterhalten, wodurch den niederheinischen Städten neue Gelegenheiten gegeben wird, ihren Handel und ihre Industrie zu fördern.

Wie nunmehr feststeht, will die badische Schraubendampfschiffahrtsgesellschaft zu Mannheim demnächst eine größere Anzahl solcher Dampfer bauen lassen, um auch den Frachtverkehr zwischen den Rheinstädten, den englischen und den Ostseehäfen einzurichten.

Das ist gewiß ein lobenswerthes Unternehmen, dem man seine ganze Sympathie zuwenden kann.

Und nicht nur der deutsche Handel wird dadurch gefördert, sondern auch die nationale Arbeit. Der Werftbetrieb liegt in Deutschland sehr darnieder, wie man allseitig, auch aus dem Munde des Reichskanzlers bei der

„Nach Allem, was ich gehört habe, hat er ein außerordentliches Glück gemacht. Der Kauf der Fabrik war schon an sich ein sehr günstiger, dann aber das Patent, was er erworben hat, oder was ihm vielmehr so im Schlafe gekommen ist, denn mein Bruder ist ja nicht ein Geschäftsmann, der sich großer Mühe rühmen darf, schon seiner Kränklichkeit wegen nicht. Dieses Patent bringt ihm aber Tausende, wenn nicht Hunderttausende; es soll etwas Ungeheures sein mit der Maschine.“

„Und Du glaubst, daß wir, wenn seine Krankheit wirklich so bedenklich ist, wie Du meinst, und wie nach den neuesten Berichten Dein Freund Lauer sagt, daß wir dann von ihm erben werden?“

„Natürlich, mein Kind! Ich habe ja schon die nöthigen Andeutungen über das, was seine Pflicht ist, vorausgeschickt, und was noch zu thun übrig bleibt, um ihm klar zu machen, daß sein Bruder der einzig berechtigte Erbe ist, das soll eben bei diesem Besuche geschehen, und was ich nicht erreiche, überlasse ich dann Dir.“

„Ich will wünschen, daß wir dieses Mal nicht wieder getäuscht werden.“

Die Droschke hatte sich inzwischen durch den halb aufgethauenen Schnee, der sich mit dem Straßenstaub zu einem schwarzen Schlamm vereinigt hatte, hindurchgearbeitet, und hielt vor dem bezeichneten Hause in der Philippinenstraße. Es war noch dieselbe Wohnung, welche Georg Amberg früher bewohnt hatte.

Georg Amberg hatte erreicht, wonach ihn so lange verlangt hatte. Er befand sich in größerem Wohlstand, als derjenige war, den er früher genossen hatte. Er besaß ein Fabrikgeschäft, das in der Vorstadt schwunghaft betrieben wurde. Während der wenigen Monate, die er im Besitz dieses Geschäfts war, hatte er die Zahl der Arbeiter bereits verdreifacht, und immer noch konnte er den Anforderungen nicht genügen. Die Güter häuften sich förmlich bei ihm. Er war in der kurzen Zeit bereits zu einem wohlhabenden Manne geworden.

Amberg's Gesundheitszustand hatte sich aber in den letzten sechs Monaten bedenklich verschlimmert. Schon mit Beginn des Herbstes hatte sein Athma so zugenommen, daß alle Aerzte, welche er zur Ratha zog, den Kopf schüttelten, und seiner besorgten Gattin bedeuteten, daß sie auf

Berathung der Dampfersubvention im Reichstage vernehmen konnte.

Giebt man nun im Reichstage und von Seiten der Regierung dem Verlangen der Vertreter der Arbeiterpartei nach, daß neue Schiffe und diese auf deutschen Werften und aus deutschem Material gebaut werden, läßt dann die deutsche Gesellschaft zu Mannheim jährlich auch noch zwei bis drei solcher See-Flußdampfer bauen, dann ist auf den deutschen Werften für längere Zeit die Noth vorbei, die deutschen Arbeiter werden dort einen leidlichen Lohn verdienen und die nationale Arbeit überhaupt wird nach vielen Richtungen hin gefördert werden. Schon die Fertigstellung des deutschen Materials, besonders des siesigerländer Eisens, welches sich zum Schiffbau, wie kein anderes eignet, wird der deutschen Industrie und der deutschen Arbeit zu Gute kommen!

Aber was lesen wir da? Der neue deutsche Dampfer „Industrie“ ist ja gar nicht auf einer deutschen Werft und nicht aus deutschem Material gebaut, er ist vielmehr auf den Werften von L. Smits und Zoonen in Kinderdyle in Holland und zumeist aus englischem Material hergestellt worden zur höheren Ehre unserer deutschen Flagge und zur höheren Ehre unseres deutschen Vaterlandes.

Kein deutsches Vaterländchen aber macht neben dem bieder Schwabenland so sehr in deutschem Nationalspeltabel, als Baden. Die Herren in jenen Gegenden, wo diese Aktiengesellschaft ihren Sitz hat, haben ja schon seit einiger Zeit den Patriotismus allein inacht genommen und geben vor, hauptsächlich die deutsche Reichsregierung ihrer „echt nationalen“ Gedanken wegen zu unterstützen.

Und hier unterstützt eine deutsche Gesellschaft eben aus jenem Vaterländchen in erster Linie das auswärtige, das holländische und englische Kapital. Möglich auch, daß das heimische Kapital sich nicht für den Bau der Schiffe engagiren lieh, so daß derselbe dem ausländischen Kapital übertragen werden mußte.

Hierbei fällt uns ein, daß die verschiedenen privaten Kolonialunternehmungen, die gegenwärtig geplant werden und die sich nicht allein auf einen eventuellen Profit, sondern auf das Nationalgefühl stützen, sämtlich nicht vorwärts kommen, sondern auf dem besten Wege sind, vollständig fiasco zu machen. An sogenannten nationalen Gedanktagen können die Herren tausendfach Hurrahs schreien, sie können die patriotischsten Phrasen dreschen, sie versprechen in Reden und Liedern ihr Herzblut für das Vater-

land zu opfern, aber wenn es um die Sache geht, dann ist das Schlimmste gefast sein müsse. Als der Spätherbst kam, die nachkalten Novembertage, die jetzt herrschten, da verlor sie fast jede Hoffnung.

Georg Amberg war unfähig zu jeder Arbeit. Er saß in dem Lehnstuhl, in wollene Decken gehüllt, mit leuchtender Bruß, von Schmerzen gequält; und doch bemühte er sich, das, was er litt, nicht zu verrathen, um seine Frau nicht noch mehr zu beunruhigen.

Es war ein Glück für Amberg und seine Frau, daß bei diesem Leiden das umfangreiche Geschäft nicht vernachlässigt wurde. Sie hatten eine Stütze gefunden an Strahlenau, der mit Umsicht und Gewandtheit die Fabrik leitete und dem Komtoir vorstand. Rasch vermehrte sich unter seinen Händen der Reichtum, und es war wie eine Ironie des Schicksals, je höher im Hause das Leiden stieg, desto schneller vermehrte sich draußen der Reichtum.

Amberg wünschte es, daß Rätchen nach wie vor an dem Geschäfte Theil nehme. Auf seinen Wunsch aber nahm sie sich nach wie vor der Geschäfte an. Sie beriet mit Strahlenau; sie hörte dessen Dispositionen. Sie nahm von ihm die Kaffe in Empfang, hielt dieselbe in ihrem Bewachsam und führte Bücher darüber, als ob sie der erste Beamte wäre.

Bei einer solchen Beschäftigung war sie gerade, als Paul Amberg mit seiner Nichte zur Thür hineintrat.

Dieselbe nahm zuerst die Miene eines Mannes an, den das Wiedersehen nach langer Trennung in die höchste Verzückung versetzt.

Als aber sein Blick auf seinen Bruder fiel, der in seinem Lehnstuhl in der Nähe des Kamins saß, als er dessen leidendes Antlitz erblickte, seine hinfällige Gestalt, seine veränderten Züge — da nahm sein Gesicht plötzlich den Ausdruck herben Schmerzes an.

Nachdem er in salbungsvollem Tone sich eingeführt, reichte er auch Strahlenau die Hand, die dieser mit einigem Widerwillen nahm.

„Es ist sehr hübsch von Ihnen,“ sagte er, „daß Sie Ihren Bruder besuchen . . . Der liebe Gott scheint Sie und Ihr Fräulein Nichte berufen zu haben, als Tröster und Helfer da aufzutreten, wo ein reicher Mann krank darniederliegt. Sie haben sich ein unsterbliches Verdienst um Rodenburg erworben. Wollen Sie sich vielleicht auch eben so verdient um Ihren Bruder machen?“



Land, aber wenn sie in die Tasche greifen sollen, so ist bald schon aller Patriotismus verbraucht.

Ueber die „verkommenen“ Franzosen machen sich unsere nationalen Biedermeier oft genug lustig, aber das Eine steht fest, daß unsere Nachbarn jenseits der Vogesen für ihren Patriotismus und wenn es auch ein gänglich verböhrt wäre, opferfreudig große Summen Geldes hingeben, während unsere Herren vom Besitz dem bekannten „Banjerich“ in dem hübschen Gedicht von Heinrich Heine gleichen.

Im Uebrigen haben wir ja wieder einmal an obigem Beispiel nachgewiesen, wie wenig unsere Kapitalisten geneigt sind, die nationale Arbeit zu schützen und zu fördern.

### Politische Uebersicht.

Sind wir wohlhabend geworden? Als einen Beweis für die vorurtheilsfreie Würdigung, welche die deutsche Schutzpolitik im Auslande findet, reproduziert die „Nordd. Allg. Zeitg.“ einen Artikel der „New-Yorker Tribune“, dessen Uebersetzung vor der dritten Lesung der Zolltarifnovelle allen Gegnern derselben als zeitgemäß empfiehlt. Es heißt da u. A.: „Küsst Bismarck hatte anfänglich den Freihandel als das wirtschaftliche Prinzip des deutschen Reiches adoptirt und ist mit dessen Resultat nicht zufrieden gewesen. Seit 1880 hat er Versuche mit der Schutzpolitik angestellt, und findet nun Anlaß, den Reichstag zu diesem Wechsel zu begünstigen. Er giebt an, daß die neuen Tarifsätze eine gute Wirkung auf die heimische Industrie herbeigeführt haben, und daß die wirtschaftliche Lage des Volkes sich gebessert hat. Dies ist ohne Zweifel richtig. Neue Fabriken sind entstanden, die industrielle Thätigkeit hat neue Antriebe erhalten, in vielen Produktionszweigen haben sich die Löhne verdoppelt (1), die Auswanderung hat abgenommen (das ist doch erklärlich bei der in Amerika herrschenden Arbeitslosigkeit) und eine Politik kommerzieller Ausbreitung ist mit Kraft und Vertrauen eingeschlagen worden. Unter dem Freihandel gab es fortwährende Niedergänge der Werthe, Lohnherabsetzungen und Bankrotte industrieller Unternehmungen. Englische Konkurrenz brachte deutsche Fabriken zum Schließen und verminderte die Zahl der Anstellungen, welche einem verarmten Volke zugänglich waren. Unter dem Schutzsystem sind die Fabriken wieder eröffnet worden und das „Vaterland“ ist wohlhabender geworden.“

„Mehr kann man wirklich nicht verlangen! Nach dem amerikanischen Blatte bleibt in Deutschland nichts mehr zu wünschen übrig. Die wirtschaftliche Lage hat sich gebessert, die Löhne sind fast verdoppelt, die Auswanderung hat abgenommen, Lohnherabsetzungen gab es nur früher, heute kennt man sie nur noch vom Hörensagen; Bankrotte haben aufgehört und das „Vaterland“ ist wohlhabender geworden. — Und wir, die wir im Vaterlande leben, haben von allen diesen schönen Dingen wenig oder garnichts verspürt! Sollte uns die Michaelmühle bereits so tief liegen, daß wir mit offenen Augen nicht sehen und mit aufgesperrten Ohren nicht zu hören vermögen? Wenn das der Fall ist, dann müssen wir freilich mit Beschämung eingestehen, daß uns die schlauen Yankee's in Bezug auf „Geldigkeit“ weit über sind. — Doch Scherz bei Seite, unsere Leser wissen, daß wir so wenig auf den Freihandel wie auf den Schutzoll schwören, daß vielmehr für uns jeder Fall besonders geprüft und danach geurtheilt wird. Glaubt denn aber die „Nordd. Allg. Ztg.“ mit derartig übertriebenem und vielleicht auf Bestellung fabrikantem Geschreibsel den Beweis an die Nothwendigkeit der Erhöhung der Kornzölle zu liefern?“

Den Agrariern genügt die in voriger Lesung beschlossene Erhöhung der Getreidezölle noch immer nicht! In der Generalversammlung des Centralcollegiums der landwirtschaftlichen Vereine Schlesiens behauptete Baron von Tschammer, daß die jetzigen Zollhöhen nicht im Stande seien, den deutschen Landwirthen die außereuropäische Konkurrenz vom Halbe zu halten. Das Hauptprodukt sei Weizen, von dem jetzt der Doppelcentner mit 16,20 Mark bezahlt werde, während ein Weizenpreis von mindestens 21,20 Mark erforderlich sei, um die Landwirtschaft existenzfähig zu machen. Wenn Roggen- und Weizenbau wieder lohnend werden sollte, dann müßten für Roggen 4 Mk. und für Weizen 6 Mk. Zoll erhoben werden. Aber freilich würde, sobald einmal in Deutschland die Ernte knapp würde, das Geschäft der Konsumenten so groß werden, daß die Getreidezölle wieder aufgehoben werden würden. — Nicht auffallend ist es, daß es vorzugsweise die Herren Großgrundbesitzer sind, welche die Landwirtschaft nicht existenzfähig finden!

Zur Bismarckspende. Wie dem „Allm. Jnt.-Bl.“ aus Schönhausen berichtet wird, ist das Gärtnerei'sche Rittergut, das

ehemalige große der Bismarck'schen Familie gehörige Gut, daselbst vor einigen Tagen verkauft worden, jedoch unter dem Vorbehalt, daß der Käufer bis zum 28. April zurücktreten darf. Das genannte Blatt meint: „Es scheint, daß also doch jenes Gut die Ehrengabe ist, welche dem Fürsten Bismarck an seinem 70. Geburtstag überreicht werden soll.“

**Afrikanisches.** Die Handelsfirma G. L. Kaiser in Hamburg soll in Afrika nördlich und östlich von Lagos große Landstrecken erworben haben. Wie verlautet, sollen bereits Verhandlungen stattfinden, um das Land unter deutschen Schutz zu stellen.

### Frankreich.

Die französische Deputirtenkammer hat die Listenwahl im Prinzip angenommen. Der Minister Waldeck-Rousseau hob dem Deputirten Hermon gegenüber hervor, daß die Listenwahl der geeignetste Wahlmodus sei, die Republikaner einander näher zu bringen. Die Kammer beschloß mit 430 gegen 77 Stimmen, auf die Beratung der einzelnen Artikel einzugehen. Besonders bemerkenswerth ist die Rede des Abg. Richard über die Listenwahl. „Die Listenwahl“, sagte Herr Richard, „bedeutet die Unterdrückung der Minderheiten. Sie macht es möglich, daß in einem Departement, dessen Bewohner annähernd zu gleichen Theilen zwei entgegengesetzten Parteien angehören, die eine Partei ihre Listen durchsetzt, also allein alle Abgeordneten ernannt, während die andere, die vielleicht bloß um einige Duzend Stimmen schwächer ist, gänzlich unterdrückt bleibt. Bei der Bezirkswahl ist eine solche Ungerechtigkeit nahezu ausgeschlossen, da es äußerst unwahrscheinlich ist, daß in zehn, fünfzehn oder zwanzig einzelnen Wahlkreisen eine schwache Majorität überall eine starke Minorität besiegen wird; in der Regel wird eine Partei, die im Lande oder im Departement die Mehrheit bildet, in dem einen oder andern Kreise die Mehrheit ausmachen und so zu einer Vertretung gelangen. Dadurch, daß die Listenwahl die Minderheiten unterdrückt, kennzeichnet sie sich als eine Feindsin des Fortschritts und der Demokratie; denn die Minderheiten sind nicht bloß die Anhänger alter, ausstorbender Zustände, sie sind auch die ersten Jünger neuer, unbekannter Wahrheiten. Das Kaiserreich ertränkte die Wahlstimmen der Großstädte in denen des flachen Landes. Will die Republik etwas Ähnliches thun?“ — Die Freunde der Listenwahl ließen sich indes von ihrem Vorhaben nicht abbringen; ihnen ist vor Allem daran gelegen auch weiterhin die Herrschaft in Frankreich auszuüben und dazu ist ihnen dieses Wahlsystem das bequemste Mittel.

### Großbritannien.

Aus Portsmouth wird der „Frankf. Ztg.“ gemeldet, daß die Schiffe der ersten Flottenreserve Befehl erhalten haben, Kohlen einzunehmen. — Die „United Service Gazette“ sagt, alle Vorbereitungen seien vollendet, um in wenigen Tagen nach dem Ausbruch eines Krieges mit „Ugland eine Flotte nach dem Báltischen Meere zu senden. — Das wird die Russen in Asien nicht hindern vorzutreten! — Die „Daily News“ verzeichnet die merkwürdige Thatsache, daß eine sorgfältige Prüfung ergeben habe, daß ein großer Theil der Mitglieder des gegenwärtigen Unterhauses nicht die Absicht hat, eine Wiederwahl zu suchen. Sollte ihr Beschluß keine Veränderung erfahren, dann darf man erwarten, daß das nächste Parlament mehr als zur Hälfte aus neuen Mitgliedern bestehen werde. — Für England wäre es gewiß ein wahres Glück, wenn die alten bemoohten Däppter aus dem Parlament verschwinden und lebensfähigeren Elementen Platz machen würden. Vielleicht sind dieselben bereits auch zu der Erkenntnis gekommen, daß sie überflüssig sind und daher mag es kommen, daß sie kein Mandat mehr annehmen wollen.

Die englische Amtszeitung veröffentlicht Noten des französischen Botschafters Waddington, aus denen hervorgeht, daß Frankreich Reislandungen nur dann als Kriegskontingente betrachtet, wenn dieselben für chinesische Häfen nördlich von Kanton bestimmt sind.

### Egypten.

Ueber das bereits gemeldete Gefecht in der Nähe von Suakin meldet ein Telegramm vom 20. d. M. folgendes: Nachdem die Truppen heute Morgen 6 Uhr das Lager von Suakin verlassen, besetzten sie die Spitzen mehrerer Hügel. Als sich der Feind vor der Front entfaltete, befahl General Graham, eine bedeutendere, vom Feinde besetzte, isolirt stehende Anhöhe zu nehmen, was vollkommen gelang. Der Feind, welcher 4000 Mann stark war, zog sich in der Richtung von Tamai zurück, durch Langenreiter beschossen. Außerdem fanden einige andere Schamägel statt. Inzwischen errichteten die Truppen Verschanzungen; ein Bataillon mit 6 Kanonen bleibt in der Barcha, die übrigen Truppen sind sämmtlich nach Gachum zurückgeführt und gehen nach Suakin ab. Die Verluste der Engländer betragen 9 Tode und 38 Verwundete. Der Verlust des Feindes ist unbekannt, aber beträchtlich.

Ich Dich verließ, es sind gerade sechs Monate, war ich allerdings sehr verstimmt, und glaubte schon, daß ich mir die gute Aussicht entgehen lassen müßte. In meinen Händen befand sich ein Depositum, das Strahlenau bei mir niedergelegt hatte. Er stellte es mir zur Verfügung, da die Verwendung, welche das Geld früher haben sollte, redressirt werden mußte.“

„Ah, ich erinnere mich,“ bemerkte Paul etwas verlegen.

„Da die Sache nun in sich zerfallen war, so stellte Strahlenau mir das Geld zur Verfügung. Ich kaufte die Fabrik, und damit hatte ich mir eine Quelle eröffnet, die mir im Laufe der Zeit zur wahren Goldgrube geworden ist. Das Patent, das ich erwarb, eine neue Steuerung der Dampfmaschine, ist eine so wichtige Erfindung und ein so dringendes Bedürfnis, daß ich den Bestellungen nicht genügen kann. Sie liegen zu Hunderten noch unentbehrlich.“

Er hatte sich durch das Sprechen dermaßen angefrengt, daß ein heftiger und beängstigender Hustenanfall ihn überlam.

Er bedurfte längerer Zeit, nach Athem zu ringen und einigermaßen wieder Beruhigung zu erlangen.

Häusliche Pflichten nöthigten Rätthchen, das Zimmer zu verlassen, hatte sie doch die Aufgabe, für ein solennes Mittagessen zum Empfange ihrer Gäste zu sorgen.

Es war freundlich und zuthunlich von Emmy, daß sie sich nicht abweisen ließ, sondern durchaus die Tante in ihren häuslichen Arbeiten unterstützen wollte.

In Küche und Speisekammer, im Schimmer und überall war sie ihr zur Hand und zur Hilfe bereit, und wahrlich, sie hatte darin Routine, Umsicht und Gewandtheit, und zeigte eine Wirtschaftlichkeit und Umsicht, daß Rätthchen sich im Stillen über die vorzüglichen Anlagen freute, die Emmy zu einer verständigen Hausfrau hatte.

Inzwischen blieb Georg mit seinem Bruder allein.

Sie sahen eine Weile schweigend neben einander. Noch immer leuchtete Georg's Athem; er hatte immer noch nicht die Kraft gewonnen, zu sprechen.

Sobald er sich stark dazu fühlte, nahm er die Hand seines Bruders, welcher sich neben seinem Lehnstuhl gesetzt hatte.

„Paul,“ sagte er, „ich fühle es, daß mein Leiden zum

### Amerika.

Die sogenannte „Kontrats-Arbeits-Bill“ ist von dem Senate der Vereinigten Staaten in folgender Fassung angenommen worden: „Keine Person, Gesellschaft, Firma oder Korporation darf für einen Ausländer auf Grund eines mit demselben abgeschlossenen Kontrates oder Vertrages, wozu derselbe bestimmte Arbeit verrichten soll, die Ueberschiffelung für den betreffenden bezahlen oder auf sonstige Weise die Einwanderung auf Grund solcher Kontrate fördern. 2. Alle derartige Kontrate, welche von nun an abgeschlossen werden mögen, sind null und nichtig. 3. Jede Uebertretung des Abschnittes soll mit einer Geldstrafe von 1000 Doll. bestraft werden, die in die Bundeskasse fließen sollen. Jemand kann als Kläger auftreten, selbst ein Ausländer, welcher bei einem solchen Kontrate oder Uebereinkommen theilhaftig war. Für jeden solcher Ausländer kann ein separater Prozeß geführt werden. Die Bundesdistriktsanwälte sind verpflichtet, in ihren respektiven Distrikten solche Gesetzübertreter auf Kosten der Vereinigten Staaten gerichtlich zu verfolgen. 4. Ein Schiffseigentümer, welcher wissenlich Ausländer, mit denen im Voraus Arbeitskontrate abgeschlossen worden, in seinem Schiffe nach den Vereinigten Staaten befördert und dort landen läßt, soll um Geld bis zu 500 Doll. für jeden solchen Ausländer bestraft werden und kann nach dem Ermessen des Richters außerdem noch Gefängnißstrafe bis zu 6 Monaten erhalten. 5. Keinem Bürger oder Unterthan eines fremden Landes, der sich zeitweilig in den Vereinigten Staaten aufhält, soll es jedoch durch dieses Gesetz verwehrt werden, in privater oder amtlicher Eigenschaft durch Kontrakt oder auf andere Weise Personen, die nicht Bürger oder Bewohner der Vereinigten Staaten sind, als Privatsekretäre oder Diener anzustellen. Ferner soll es keiner Person, Korporation oder Firma verwehrt sein, im Auslande geschickte Handwerker kontraktlich anzuwerben, welche in einem neuen Industriezweig beschäftigt werden sollen, der in den Vereinigten Staaten noch nicht eingeführt ist, wenn in diesem Lande keine geeigneten Handwerker für die betreffende Arbeit gefunden werden können. Auch soll dieses Gesetz nicht auf professionelle Schauspieler, Künstler, Vorleser oder Sänger, noch als Bediente angestellte Personen anwendbar sein. Ferner soll es keinem Individuum verwehrt sein, irgend einem Mitgliede seiner Familie, einem Verwandten oder Freunde, der sich in diesem Lande ansiedeln beabsichtigt, die Mittel zur Ueberschiffelung u. s. w. zur Verfügung zu stellen. Abschnitt 6. widerruft alle früheren, dem obigen widersprechenden Gesetze.“ — Der „Hamb. Korresp.“ bemerkt dazu: „Das Gesetz hat nicht den Zweck, freiwillige Einwanderung zu verhindern, sondern einem Gebrauch entgegenzuwirken, der zu einem öffentlichen Uebelstand geworden ist, nämlich die Einfuhr von Horden weißer Sklaven, welche dem Lande nicht mehr von Nutzen sind als chinesische Kulis, und sich an die Stelle unabhängiger amerikanischer Arbeiter setzen, die nicht von den Löhnen leben können, welche diese Sklaven zu erhalten froh sind. Hausweise sind solche Arbeiter in den letzten beiden Jahren eingeführt worden, nur um der Armut und öffentlichen Unterstützung anheimzufallen. Das amerikanische System des Arbeiterschutzes machte dies Gesetz notwendig und nur die Gegner eines solchen Schutzes widerlegten sich ihm. Amerikanische Blätter sprechen allgemein die Ansicht aus, daß es für die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten nur von wohlthätigen Folgen sein könne.“ — Dieses Gesetz verdient ganz besondere Beachtung; es ist von weittragender Bedeutung und kann im wirklichen Sinne als ein Arbeiterschutzgesetz betrachtet werden. Denn es schützt nicht nur die amerikanischen Arbeiter gegen die Konkurrenz der bescheidenen und anspruchlosen Ausländer, sondern auch die Letzteren selbst, indem es verhindert, daß ihnen mittelst fündiger Kontrate Fesseln angelegt werden, denen sie sich nicht mehr entziehen können. Es wird freilich nicht ausbleiben, daß geriebene Agenten trotz alledem in dem Gesetze eine Lücke finden werden, die ihnen das Durchschlüpfen gestattet, aber es wird die Importation von anspruchlosen Arbeitern in Zukunft doch nicht mehr in dem jetzigen Maße möglich sein.

### Parlamentarisches.

Die Zolltarif-Kommission des Reichstages berieht über den Antrag Singer und Wittén, den Zoll für baumwollene Spigen statt auf 350, auf 250 Pf. festzusetzen. Die Antragsteller begründeten ihren Antrag mit dem Hinweis, daß durch den erhöhten Zoll verschiedene Industrien geschädigt würden. Nach sehr lebhafter Debatte wurde der Antrag mit neun gegen fünf Stimmen abgelehnt. Ein Antrag des Abg. Lorenzen, für Leinwand Nr. 8—35 einen Zoll von 9 Pf. festzusetzen, wurde angenommen. Dagegen wurde ein Antrag des Abg. Leitcha, den Zoll für Zwirn aus Rohseide auf 100 Pf. zu erhöhen, angenommen. Ein Antrag des Abg. Lorenzen, welcher eine Abänderung

Lobe fährt. Ich weiß es, daß ich über kurz oder lang diesen Leiden erliegen muß.“

Ich hoffe, daß Dir noch ein langes und freudenvolles Leben beschieden ist,“ sagte Paul. „Vielleicht erscheint Dir selber Dein Uebel schlimmer als es ist.“

Georg schüttelte langsam den Kopf.

„Ich fühle, es geht zu Ende. Wie lange es noch währt, das freilich weiß ich nicht; aber ich will nicht aus der Welt gehen, ohne den Schatten hinweggeschafft zu haben, der zwischen mir und Rätthchen seit jener unseligen Stunde sich eingedrängt und den Sonnenschein unseres Glücks verdunkelt hat.“

„Du willst ihr Alles beichten, Georg?“

„Ich muß ihr Alles sagen, mein Bruder! . . . Sieh, so lange habe ich geschwiegen aus Rücksicht gegen Dich; ich hatte es Dir versprochen. . . Jetzt kann, jetzt darf ich nicht länger schweigen. . . Aber soll ich aus der Welt gehen, und soll Rätthchens Andenken an mich getrübt sein durch den Gedanken, daß ich ihr nicht volles Vertrauen geschenkt?“

„Denke doch nicht an Deinen Tod, mein Bruder. So schlimm ist es nicht mit Dir. Fühlst Du Dich aber gedrungen, Deiner Frau Bekenntnisse zu machen, so ist es noch immer Zeit.“

„Nein, nein! Wer weiß, wie lange ich noch Athem habe, ihr das zu sagen. Es ist gut, daß Du da bist; in Deiner Gegenwart will ich es ihr mittheilen.“

„In meiner Gegenwart? Bedenke doch, wie peinlich mir eine solche Konfrontation sein müßte.“

„Du mußt mir aber das Opfer bringen, Paul, Du mußt es Deinem sterbenden Bruder bringen! . . . Ich werde Rätthchen das Versprechen abnehmen, daß sie mandem ein Wort davon sagt, was unter uns gesprochen wird.“

„Run, wenn mein Geheimniß im Besitz einer Frau ist, dann ist es bald der ganzen Welt bekannt.“

„Du kennst Rätthchen nicht! Sie wird es treu wahren.“

Paul Amberg schwieg. Seine Stirn umwölkte sich. Er dachte nach, wie er an besten dieser fatalen Erklärung entgegen könne.

Unmöglich konnte er Rätthchen gegenüber einräumen, daß er der Vater jenes Kindes sei.

des S wurde gezogen. Meldung tags h Abg. segt u haupte (Antro we e r 100 f l seht. mitgli heime nach d treffen 56 G Ordre 31 g woch Meie deru ber v Stellu streu habe. lich ne tagung — Sion in ein Schl welche gemad Dist. Distu. reicher Romm im B für d § 59 I Zentr trag zur G bringe reben 1820 §. 3 J Fe dition rei-Be Mätle Desgl betrie ande Spor einem möhn in haa furer stand Steue G:un 0,10 0,41 Wem ehan die M Fern des L sich ab aus e Behl theilu meide lers s selbst schein schuld Glau habe nomw lomp eine i Schol was hat. Weg den e menta geför hällu da g und v Refud er jef Fabr menta erklä







steht er doch schon ganz versteuert wie 'ne Bildsäule. Denn nicht er aber ganz schwindende Leine un sagt in de Dhäre: „Nu sehe id all, det Siede kann den Hals nich vollkneien, un wenn ihr eener zwee Toppluchen un vor 5 Mt. Blumen mit 'n Dienstmann schicken dhäte.“

Vorf.: Auf Grund dieser Worte vermuteten Sie, daß tags zuvor für Sie etwas abgeordnet sei? — Zeugin: Keene Ahnung, Herr Gerichtshof. Weil doch nu sone Anzuchtlicheiten schon nich mehr bibsch sind, doste id mir denn ganz berde. Hinterber legte id mir aber den Kasus knusud richtig leber, wie 'i sich doch bei jede Sache jehören dhüt; un wie id nu in die Küche 'n Topp mit scheene Blumen sehe, da fährt mir denn och gleich der Schred in de Beene, det id denke, id muß länger lang hinichlagen.

Vorf.: Nun, Sie haben sich bald erholt. Außer der Unterschlagung wird der Angeklagte auch noch vorgeworfen, Sie im Verlaufe des sich nunmehr entspinrenden Streites thätlich mißhandelt zu haben. Die Angeklagte behauptet jedoch, von Jönen zuerst angegriffen zu sein und sich gewissermaßen in der Nothwehr befunden zu haben. — Zeugin: 'S natiertlich och allens fauler Jauber, Herr Gerichtshof; wie id doch nu sewahre, det die Person den jungen scheenen Toppluchen bis uff de letzte Nagelprobe all verputzt hatte, wo id nu janzlich Knoch schnappen mußte, un id mir überdem mit mein Verhältniß verzüht hatte, schmiere id ihr 'n Ding, wie 'i 'ne jede Herrschaft zusehn dhüt. Da fährt se aber wie 'n wilder Dier uf mir los un agt mir mit ihre Finger int Gesicht 'rummerber, det id mir drei Dage vor keenen Menschen habe sehen lassen desfen.

Die sonstige Beweisaufnahme ergab, daß die Angeklagte, die unverehelichte Karoline Flora Römer, zunächst von der Zeugin an den Haaren zu Boden gerissen worden war, sich dann aber energisch zur Wehre gesetzt hatte. Im Uebrigen kam auch zur Sprache, daß eine vollständige Ausöhnung zwischen Frau Große und deren „Verhältniß“ stattgefunden hat, welches letztere sich bis zur Beendigung des Trauerjahres an der Stellung eines Geschäftsführers bei seiner Zukünftigen genügen läßt.

In der Sache selbst erachtete der Gerichtshof die Kriterien der Unterschlagung nicht für vorliegend; es sei vielmehr Sache der Zeugin, etwaige Ansprüche an die Angeklagte im Wege des Nothwehrverfahrens geltend zu machen. Unzweifelhaft jedoch habe sich die Römer der Mißhandlung schuldig gemacht; in diesem Falle müsse dagegen Kompensation eintreten, da es sich einseitig um Erwidrerung thätlicher Beleidigungen gehandelt habe. In Berücksichtigung dieser Umstände wurde auf kostenlose Freisprechung erkannt. (Ver. Bl.)

Ein Konkre-Prozess hat gestern vor dem Schwurgerichte des Landgerichts II seinen Anfang genommen und wird voraussichtlich vier Tage in Anspruch nehmen. Auf der Anklagebank befinden sich acht Angeklagte, vier männliche und vier weibliche, und erinnert der der Anklage zu Grunde liegende Thatbestand lebhaft an das verbrecherische Treiben des berühmten „Reineidschlossers“ Ortmann. — In dem im Kreise Rittenwalde belegenen Dorfe Roggen wohnt seit vielen Jahren die Mühlenbesitzerin Auguste Bette, deren Sohn Johann als Mühlenmeister das Geschäft leitet. Derselbe hat eine Schulbildung genossen, wie sie auf dem Lande zu den Ausnahmen gehört und er besaß unter den Einwohnern Roggen und der Umgegend den Ruf eines außerordentlich klugen Menschen. Johannes Bette war besonders von einer lebhaften Neigung zur Jurisprudenz befeuert, seine Lektüre bestand lediglich in rechts-wissenschaftlichen Büchern, von denen er eine ansehnliche Zusammenstellung im Hause hatte, es fehlten ihm auch ebensoviele die neuesten Entscheidungen des Ober-Tribunals und des Reichsgerichts. So ist es erklärlich, daß er von den prozessführenden Vandleuten häufig um seinen Rath angegangen wurde und schließlich wurde die Roggener Mühle ein reines Winkelkonsulentenbüro. Johann Bette ließ es aber bei seinem Rathe allein nicht bewenden, er führte für sich und Andere selbstständig Prozesse und seine Thätigkeit als Winkelkonsulent hat schließlich unsäglich Unglück über eine große Anzahl Menschen gebracht. — Er steht jetzt unter der Anklage der Anstiftung zum Meineide in sieben und der Verleitung dazu in drei Fällen. Seine bedauerndwerthen Opfer, welche neben ihm auf der Anklagebank Platz zu nehmen hatten, sind folgende aus Roggen und Umgegend herkommende Personen: 1. seine betagte Mutter, die Mühlenbesitzerin Auguste Bette, der vier Meineidsanstellungen und drei Verleitungen zur Last gelegt werden, 2. der Bauer Wilhelm Rahlow, 3. der Dorfmeister Emil Rahlmann, 4. der Müller August Nagdeburg, 5. dessen Ehefrau Emilie Nagdeburg, 6. die Arbeiterin Christiane Simon und 7. die Dienstmagd Wilhelmine Stahn. Die letztgenannten sechs Angeklagten sind beschuldigt, im Laufe des Jahres nicht weniger als vierzehn Meineide geleistet zu haben. Sämmtliche Angeklagte mit Ausnahme des Bette sind erst ländliche Typen und besonders die weiblichen Angeklagten tragen den Stempel der Einfalt an der Stirn. Nur der Angeklagte Rahlmann, dem zwei, und die Dienstmagd Stahn, der vier Meineide zur Last gelegt werden, bekennen sich für schuldig, alle Uebrigen bestreiten ihre Schuld. Der Angeklagte Bette, der schon einmal wegen schwerer Urkundenfälschung eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten verbüßt, soll der Anklage nach das leitende Agens bei allen diesen Meineiden gewesen sein und in ebenso unheilvoller Weise auf seine Mutter eingewirkt haben. Die Meineide sind theils vor dem Amtsgericht zu Rittenwalde, theils vor dem hiesigen Landgericht II geleistet worden und zwar in Zivil- oder Kriminalprozessen, welche Bette angeregt hatte, resp. welche gegen ihn erhoben worden waren. Die Angeklagten sitzen seit Jahr und Tag in Untersuchungshaft und haben dies lediglich ihrem An- und Verführer Bette zu verdanken, welcher seine juristischen Kenntnisse dazu benutzte, alles Mögliche herauszufischen, was die Verhandlung hinaus-zuschieben im Stande ist. So hat er beispielsweise ein 40 Seiten langes Beschwörungsprotokoll an den Kammergerichts-Präsidenten gerichtet und darin den jetzigen Vorsitzenden, Landgerichtsrath Humbert, perhorresziert, weil derselbe seiner Ansicht nach sich in einer früher gegen ihn stattgehabten Verhandlung einer Ueberschreitung der Amtsgewalt schuldig gemacht habe. Natürlich ist diese Beschwörung abgelehnt worden und beantragte Bette nach Eröffnung der gestrigen Sitzung aus dem Grunde die Vertagung, weil sein ursprünglich gewählter Verteidiger ihm noch in letzter Stunde das Mandat gekündigt habe und der ihm gestellte Pflichtverteidiger nicht genügend orientirt sei. Der Gerichtshof lehnte diesen Antrag aber ab. Bei dem Umfang der Sache — es sind sieben Verteidiger zur Stelle und müssen ca. 70 Zeugen geladen werden — und bei der Vertheidigungswiese des Angeklagten, der unter Ausbietung seiner ganzen nicht geringen Schlaueit die unglücklichsten Winkelzüge macht, stehen den Richtern, Geschworenen u. s. w. einige mühselige und anstrengende Tage bevor. Wir werden s. B. das Resultat dieses Prozesses bekannt geben.

Petersburg, 18. März. (Polizisten auf der Anklagebank.) Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Sicherheitspolizist aller großen Städte die Katastrophe unter den dort domicilirenden Dieben und Gaunern nicht allein bekann ist, sondern daß auch die Sicherheitsorgane mit manchen dieser Individuen auf leidlich vertrautem Fuße stehen, permanent mit ihnen Fühlung halten, um — schneller über einzelne Verbrechen Aufschluß zu bekommen. Wie in anderen Städten, so ist eine derartige geheime Verbindung vor Allem in Petersburg sehr wichtig, woselbst vollständige, wohlorganisirte Diebesbanden existiren und ihr Wesen treiben. Einzelne der dortigen Polizeioorgane scheinen aber diese Fühlung mit den Dieben in ganz eigenthümlicher Weise, d. h. zu eigennütigen Zwecken, anstatt zum Wohle und Schutze der Gesellschaft aus-

gebeutet zu haben; kurz gesagt sie machen — wie dem „B. Z.“ geschrieben wird, — mit den Dieben gemeinschaftliche Sache. Unlängst wurde nämlich auf einem von Petersburg abgelassenen Zuge ein reicher Passagier in sehr empfindlicher Weise bestohlen, unter Anderem ihm ein äußerst kostbarer Pelz entwendet. Die Polizei ward über den Vorfall verständigt, doch alle Recherchen nach den Gaunern wollten zu keinem Resultate führen; die Diebe blieben unentdeckt. Da erwies es sich vor Kurzem, daß der gestohlene Pelz sich in das Eigentum eines hervorragenden Geheim-Agenten der Polizei verwandelt hatte. Der Betreffende, hierüber befragt, that allerdings sehr ausgebrocht; doch das half ihm nicht viel, denn der bestohlene Besitzer des kostbaren Pelzes hat darum, das Pelzwort auseinander zu trennen, jedes einzelne Stück würde dann auf der Lederseite die Anfangsbuchstaben seines Namens tragen. Diese Angabe stimmte denn auch vollkommen, und nunmehr wurde sofort gegen den eigenthümlichen zweiten Besitzer des Pelzes das gerichtliche Verfahren eingeleitet. Nach dem „Svet“ ist dies der ehemalige Beamte für besondere Aufträge bei der Polizei, Kollegien-Rathgeber Molodowski. Verdächtigt der Mithilfe und außerdem noch die Polizei-Revieraufseher Cheumylt und Shamargin, so wie der Polizeidiener Bogdanow. Die Anklage lautet auf Unthätigkeit (?), sowie theilweis abthätliche Verheimlichung des vorbestimmten Verbrechens aus habgünstigen Zwecken. Zur Vorberathung der Sachlage soll übrigens zwischen der Justiz- und der Administrations-Oberkeit vollständige Solidarität erzielt worden sein. — Der Prozeß dürfte recht interessante Sachen zu Tage fördern.

### Soziales und Arbeiterbewegung.

Die „Berliner Zeitung“ macht vor dem Quartalswechsel wieder gewaltig in Arbeiterfreundlichkeit. Heute sagt sie dem Abg. Liedtkecht ein Loblied, weil er im Reichstag scharf für die Rechte der Volksvertretung und des Volkes eingetreten ist; im „Interesse der politischen Moral und Klarheit“ erklärt die „Berl. Ztg.“ vom „freisinnigen“ Standpunkte ihre „entschiedenste“ Zustimmung. Damit ist der Arbeiterfrage aber doch sehr wenig gedient und die Arbeiter werden sich darüber auch niemals einer Täuschung hingeben. Wie kann die „Berl. Ztg.“ es aufrichtig mit einer „parlamentarischen Herrschaft“ meinen, wenn sie gleichzeitig einer Partei Gefolgschaft leistet und überall für eine Partei eintritt, die sich ausdrücklich dagegen verbietet, eine wirklich parlamentarische Regierung zu erstreben? Die „Berl. Ztg.“ macht zwar geltend, daß die einstigen Führer der Fortschrittspartei, die Waldeck, die Bieglar, die Jakoby und Döberck auch so gesprochen haben würden, wie das Haupt der Arbeiterpartei. Vielleicht! Aber auf den Bänken, wo einst die Waldeck, und Jakoby saßen, sitzen heute jene schattenhaften, portfeuilleküsternen Gestalten, die nichts mehr mit ihren Vorgängern gemein haben, nicht einmal mehr den Partei Namen. Und wenn zwischen der von der „Berl. Ztg.“ geforderten Partei und der Arbeiterpartei auch politisch mander Berührungspunkt vorhanden ist, auf dem wichtigsten Gebiete stehen sich beide doch tödfeindlich gegenüber — und zwar aus dem wirtschaftlichen. Hier vertritt der Freisinn und mit ihm die „Berliner Zeitung“ eine durchaus arbeitfeindliche Politik, hier vertritt sie ein System, das trotz allen freibeitlichen Scheines schließlich zur vollständigen Anechtung des Arbeiters, zur Verrückung aller geordneten Arbeitsverhältnisse führen muß. Ein solches Blatt hat keine Sympathien für die Arbeiter, es schmeichelt ihnen nur, weil es sie als Abonnenten nicht entbehren kann und nicht entbehren will. Aber die Arbeiter werden das zu würdigen wissen, und um der geringen politischen Uebereinstimmung willen nicht ein Blatt unterstützen, das durch seine wirtschaftlichen Bestrebungen die Sache der Arbeiter so schwer schädigt, wie die „Berl. Ztg.“

Bei Berathung des Adermann'schen Antrages wiesen einige Abgeordnete mit großem Pathos auf die gewerblichen Verhältnisse Oesterreichs hin. Wie wenig indess der dortige Gewerbestand von dem neuen Gewerbegesetz erbaute ist, zeigt sich in der Petition der Wiener Schuhmacher an den österreichischen Handelsminister, in welcher unter Anderm folgender Passus vorkommt: „Zwei Wiener Schuhmacher wurden, weil sie alte, von ihnen reparirte Stiefel in ihren Läden verlaufen, wegen Eingriffs in das Trödlergewerbe von der Bezirkshauptmannschaft zu je 5 fl. Strafe verurtheilt, welches Urtheil auch durch Erlass der Staatskanzlei bestätigt wurde.“ Etwas vorläufiglich, und doch das allermodernste!

Die „lex Ackermanniana“ hat auch in den nicht zur Innung gehörigen und doch ausnahmefähigen Arbeitgebern des Schuhmachergewerbes zu Liegnitz ein weiteres Opfer erlangt. Der Magistrat zu Liegnitz publizirt nachstehende Verordnung des Regierungs-Präsidenten: „In Gemäßheit des Gesetzes, betreffend Abänderung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 8. Dezember 1884, bestimme ich hiermit nach Anhörung des Magistrats der Stadt Liegnitz als der Aufsichtsbehörde der Innung daselbst für den Bezirk derselben unter Vorbehalt des Widerspruchs: Arbeitgeber, welche, obwohl sie das Schuhmachergewerbe betreiben und selbst zur Aufnahme in die Schuhmachereinnung fähig sein würden, gleichwohl aber der Schuhmacherinnung nicht angehören, dürfen vom 1. Juli d. J. ab Lehrlinge nicht mehr annehmen. J. B. gez. von Britzow. — Der „Liegnitzer Anz.“ macht bereits darauf aufmerksam, daß das gar nichts nützen wird. Denn die Nichtinnungsmeister dürfen zwar keine Lehrlinge, aber doch „jugendliche Arbeiter“ halten, soviel sie wollen. Auch der Erfolg der Parobiermeister in Berlin ist ein sehr zweifelhafter. Wenn man sicher ist, bei einem Nichtinnungsmeister seinen Lehrling anzutreffen, so möchte man fast mit Vorliebe dorthin gehen: man ist dann sicher, daß das Blut etwas weniger in Strömen fließt.

In der Schneiderei steht eine große Veränderung bevor, da eine Bügelmaschine erfunden und bereits patentirt ist, welche sogar von Frauen ohne Anstrengung soll in Verwendung gebracht werden können. Ist das richtig, so würde natürlich die Verdrängung der Männerarbeit durch die Frauen noch weiter fortgeschritten, die Löhne noch tiefer sinken, als bisher.

Mißstände im Maurergewerbe. Im Hamburger Fachverein der Maurer wies Herr Umbach auf die ungenügende Beschaffenheit der Baubuden hin, wie man dieselben häufig antreffe. Bei Regenwetter würden dem Maurer nicht nur die Kleider auf dem Leibe, sondern auch die in den Buden hängenden Naß. Zu tadeln sei auch die Unsitte, daß die Gesellen nicht eher aufhörten, bis sie total durchgereget wären, weshalb man sich über die große Zahl der Rheumatismskranken unter den Maurern nicht wundern dürfe. Herr Hartwig rügt die in jüngster Zeit sich immer mehr einbürgende Unsitte des Lohnens resp. das Ausbezahlen des Lohnes in der Wirtschaft. Dies Unwesen würde von einigen Meistern in spekulativer Weise benützt, um für Kellerwirtschaften höhere Mische zu erzielen. Bei der Vermietung solcher Lokalitäten macht der Meister, der zugleich auch Hauseigenhümer ist, dem Mieter d. e. Konzeption, dort allmähentlich den Lohn für seine Arbeiter auszuwählen.

Alpine, (Oberschlesien). Ueber den ausgedehnten Streik wird der „Schl. Bztg.“ geschrieben: „Die Arbeiter haben sich bisher musterhaft verhalten. Sie haben die Arbeit wieder aufgenommen und sich auch bei der Lösung der Abzüge nach dem neuen Statut ruhig gefallen lassen. Sie erwarten aber entschlossen die Besserung ihrer Lage von Berlin aus. Unter Anlehnung der Verhältnisse und Beleuchtung ihrer Interessen haben sie sich mit einer Beschwerde über das einseitige Verfahren der Direktion bei Abfassung des neuen Statuts an den Minister des Handels gemeldet, und wollen bis

zu einem für sie günstigen Entscheide sich ruhig und frei von allen Ausschreitungen verhalten.“ Liegnitz, 20. März. (Beendeter Streik.) Wie das „Liegn. St.“ hört, sind die Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern der Schiller'schen Lampenfabrik (die Arbeiter der genannten Fabrik hatten am 17. d. M. die Arbeit eingestellt. D. R.) durch gegenseitige Einigung ausgeglichen worden. Der Streik ist somit beendet.

In konservativen Blättern lesen wir: „Wie in Berlin die besonders gut organisirten Tischlergesellen, so haben dort auch die Schmiedegesellen mit Hilfe ihres Fachvereins begonnen, die Forderung einer Normalarbeitszeit und eines Minimallohntarifs durchzusetzen. Die Arbeitszeit soll, nach ihrer Forderung, an Wochentagen 10 Stunden, der Minimallohn pro Woche 18 Mt. betragen. Außerdem verlangen sie Abschaffung der Sonntagsarbeit und Beseitigung der Rost- und Logiarbeit. Der Obermeister der Schmiedeinungen hat sich in Bezug auf die Forderungen selbst ziemlich entgegenkommend geäußert, er verweise jedoch darauf, daß das Innungsstatut andere Verhandlungen als mit dem (Innungs-)Gesellenauschuß verbiete; die Meister wollen also nur innerhalb der Innungsorganisation die in Anregung gebrachten Fragen lösen. Die Arbeiter wollen ihrerseits nur aus Fachverein, also durch ein Gild der sozialdemokratischen Organisation verhandeln. Es handelt sich hierbei um die nicht unwichtige Frage, ob der Damm der Innungen fester sein wird als die sozialistische Hochfluth.“

Die deutschen Glasarbeiter in England und Schottland erlassen eine Warnung an alle Kollegen in Deutschland, ja nicht auf ein Engagement nach diesen Ländern einzugehen. Es befinden sich namentlich die schottischen Glasarbeiter in Streik. Ursache: Die schottischen Glasarbeiter hatten auf den 15. Februar einen Kongreß nach Glasgow einberufen. Auf diesem waren von jeder Fabrik ein Arbeiter und ein Beamter resp. ein Fabrikherr. Die Fabrikanten verlangten, daß pro Tag 6 Dugend Flaschen mehr abgeliefert werden sollen, die Schotten haben nämlich festen Wochenlohn und haben pro Tag ein bestimmtes Quantum abzuliefern, für die Waare, welche sie mehr produziren, erhalten sie eine Extra-Entschädigung und wurden bisher für 144 Stück 4 Mt. 50 Pf. bezahlt, während sie nunmehr für dieselbe Zahl nur 3 Mt. 50 Pf. erhalten sollen. Die Arbeiter erklärten sich mit der Forderung einverstanden, wenn der Preis der Mehrarbeit auf 4 Mt. 50 Pf. stehen bleibe; außerdem stellten sie die Bedingung, daß die Fabrikanten keine deutschen Arbeiter mehr beschäftigen. Diese Forderung wurde jedoch von den Fabrikanten einstimmig abgelehnt, worauf die Arbeiter die Arbeit niederklegten. Die deutschen Arbeiter streiken nicht, da dieselben nur auf Stücklohn arbeiten und überdies höheren Lohn wie die Schotten haben. Damit sind übrigens die Schotten einverstanden, doch könnte der Fall eintreten, daß auch den Deutschen niedrigerer Lohn zugemuthet werde, in welchem Falle sie dann gemeinschaftliche Sache mit den Schotten machen werden. Wie es in dem Berichte heißt, soll ein Herr aus Pongello nach Deutschland gereist sein, um deutsche Arbeiter zu holen, was dadurch die Schotten zur Beendigung des Streiks zu zwingen. Dieses zu verhindern, erlassen die Deutschen diese Warnung, da sie im Interesse der Arbeiterfrage dem Streik der Schotten sympathisch gegenüber stehen. Alle arbeitfreundlichen Blätter werden um Abdruck dieses Berichtes gebeten. Die deutschen Glasarbeiter in England.

### Vermischtes.

Vom Journalisten zum König. Der rothhäutige Journalist Stanley Huntley zu Standing Rock hat nach dem Tode der jungen Antilope die auf ihn gefallene Wahl zum Chef der Sioux-Indianer angenommen. Unser ehemaliger Kollege scheint eine erhabene Auffassung seines neuen Berufes zu haben, denn er hat in einem Manifest an die Regierung der Vereinigten Staaten die Hoffnung ausgesprochen, daß dieselbe die Rechte und Freiheiten der Indianer achten werde, und daß sich eine Krone und einen Königsmantel in London bestellt um sich als König der Sioux krönen zu lassen.

Der letzte Wunsch eines Sterbenden. Bei der Begräbnisfeier in Giffelsburg befand sich unter den Leidtragenden ein französischer Veteran, General Schamm, welcher noch der Schlacht bei Leipzig beigewohnt hat. Wie es heißt, fand Napoleon I. den damaligen Lieutenant — jetzt ist Schamm 77 Jahre alt — nach der Schlacht bei Friedland (1807) schwer verwundet und anscheinend sterbend auf dem Schlachtfelde liegen, Schamm weinte, und der Kaiser fragte ihn, weshalb er weine. Die Antwort lautete: „Weil ich sterben muß, ohne Kapitän geworden zu sein.“ Um dem jungen Manne die letzten Augenblicke zu versüßen, machte ihn Napoleon auf der Stelle zum Kapitän. Die „letzten Augenblicke“ des Sterbenden haben bis jetzt 77 Jahre gewährt.

In einem amerikanischen Gerichtshofe ereignete sich folgende Scene: Der Gefangene tritt ein: „Sind Sie schon vorbestraft worden, Angeklagter?“ — Angeklagter: „Ja, ich bin schon bestraft worden. Ich hatte drei Schwiegermütter und wohne in einem Hause, in dem sich dreizehn Planes in Thätigkeit befinden.“ — Richter (wünscht heimlich eine Thür auf): „Das ist hart — Sie sind schon genug bestraft worden.“ — Gefangener, Sie sind frei!“

In der Instruction. Offizier: „Was haben Sie zu thun, wenn ein Vorgelegter Sie ungerecht behandelt, vielleicht geschlagen?“ — Rekrut: „Da thu i niz, da halt i's Maul.“ — Offizier: „Nein, dann beschweren Sie sich bei Ihrem nächsten Vorgelegten.“ — Rekrut: „Zu Befehl!“ — Offizier: „Was geschieht dann, wenn Sie sich beschwert haben?“ — Rekrut: „Dann werd' i' bestraft!“

Naturgeschichtliches. „Des Kameel kann acht Tage lang arbeiten, ohne zu trinken!“ erzählt Herr Proppenscheider nicht seiner sehr zungenfertigen Frau. „Das ist noch gar nicht erwiderter, ihn scharf fürzend Frau Proppenscheider, ich kenne sogar ein Kameel, das kann acht Tage trinken, ohne zu arbeiten.“ Herr Proppenscheider ging still in's Zimmer.

### Literarisches.

Von dem illustrierten Unterhaltungsblatt „Die Welt“, Stuttgart, Verlag von J. G. M. Dies, ist soeben Heft 14 des zehnten Jahrgangs erschienen. In dem Heft Auf hoher See. Sozialer Roman von Sebastian (Fortsetzung) — Der Verfassungskonflikt in Norwegen von Wilhelm Bloß. — Der Hausgarten. IV. B. Der Garten im Garten. (Schluß) von Gartenbaudirektor D. G. G. — Christblumen. Novelle von M. Rupp. (Fortsetzung.) — Ein Unwesen der Lotterien. — Schefcher und deren Verhältnisse durch Augengläser. Von Dr. Alfred Stelzner. — Der deutsche Volkspoesie der Gegenwart: Frühlingsspruch von Karl Vogel. — Die Elektrotechnik. — Die Eisenbahn-Solenhofen. Von J. Ruzkat. — Unsere Illustrationen. Eine schwere Stunde. Ein Gylfostannen. — Vermischtes: Charakteristik unseres Bankiers und Börsenwesens. Nebst Ausstellungen im Krystal-Palast zu Leipzig. Weinbau. Rauschschuffit für Metall. Geräte und Werkzeuge in der Gärtnerei und Dekonomie vor Rost zu schützen. — Literarisches: Ein schäfflicher Sprichwörterbuch. — Für unsere künftigen Staatsbürger. Stachelbeerzucht in Gemeinschaft mit Erdbeere. — Riechende Pomaden und Essenzen auf einfache Weise zu gewinnen. Fuchsbodenlitt. Regenwässer in Thälern. — Gefährliche Freundschaft. (Mit Illustration.) — Reiz. — Herzlicher Rathgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Nützliches. — Mannichalliges.



## England und Rußland in Zentralasien.

Unter dieser Ueberschrift bringt die „Allg. Ztg.“ einen knapp gehaltenen Situationsartikel, der aus sachkundiger Feder zu stammen scheint und auch unsere Leser interessieren dürfte. England und Rußland verhandeln fortgesetzt — einstweilen — mit der größten Heftigkeit über die Grenze in Zentralasien, und es ist möglich, daß der Konflikt — einstweilen — dadurch zum Stehen gebracht wird, daß die Russen ihren Vormarsch nicht weiter ausdehnen. Aber er ist selbst dann auch eben nur zum Stehen gebracht. Konstantinopel hat, seit russische Truppen Ostira genommen, seine Bedeutung als Clape nach Indien für Rußland verloren, der Weg nach Indien geht, wie schon der erste Napoleon richtig erkannt, durch Asten, und in Asten ist Rußland schon jetzt so weit vorgedrungen, um an den Ganges zu gelangen. Dort findet es nicht, wie in Konstantinopel, ganz Europa gegen sich, dort steht es nur einer einzigen und militärisch ihm über nicht ebenbürtigen Macht gegenüber.

Es ist schwer zu sagen, wie weit bisher die diplomatischen Auseinandersetzungen zwischen St. Petersburg und London gediehen sind, nur das Eine sieht wohl fest, daß England den militärischen status quo ante voll wiederhergestellt wissen will, und daß Rußland freilich mit allgemeinen Forderungen sehr freigebig gewesen ist, aber sich zu bündigen Erklärungen in der gebrauchten Richtung noch nicht herbeigelassen hat. Wir theilen die Besorgnis nicht, daß irgend ein unerwarteter Vorfall, daß das auch nur zufällige Vorgehen einer einzigen Flotte den Konflikt zum Bruche und zum Kriege ausweiten könne; jeder Kontingenz bleibt es unbenommen, aus einem von ihr nicht gewollten, selbst ernstlichen, blutigen Zusammenstoß keine Konsequenzen zu ziehen, und jede besonnene Regierung wird es ablehnen, sich durch die Unbesonnenheit irgend eines Generals engagieren zu lassen. Aber doch ist es immerhin bedenklich, wenn die Atmosphäre, wie es augenblicklich der Fall, mit einem feinen Pulvergeruch geschwängert ist, denn man darf nie vergessen, daß Rußland unter allen Umständen sein Bestreben unter den zentralasiatischen Stämmen ausbreitet erhalten will, und daß England noch weitere Verletzungen des oben schon hoch erregten nationalen Gefühls nicht dulden darf, und wenn eine solche Verletzung, ein unmittelbarer Angriff auf die asiatische Stellung Englands, wäre ein Vordringen Rußlands in Zentralasien um so gewisser, als Rußland selbst seinerzeit das Gebiet zwischen dem turkmenischen und dem afghanischen Element als die Scheide des russischen und des englischen Einflusses bezeichnet hat.

Es ist, wie gesagt, zur Stunde nicht bekannt, ob die russische Regierung ihren Truppen aus jenen Positionen, die einnehmen die Berechtigung mindestens zweifelhaft erscheint, zum diplomatischen Austrag der schwebenden Grenzfrage zurückzutreten geseht oder sie vielleicht schon zurückgezogen hat, aber der dahin gerichtete Vorschlag Englands, der die ausschließliche Entscheidung ganz unpräjudicial, darf ein ebenso billiger als praktischer genannt werden, und Rußland würde durch seine Annahme den überzeugendsten Beweis erbracht haben, daß es die augenblicklichen militärischen und politischen Verhältnisse Englands nicht für sich auszunutzen, sondern was zwischen ihm und England zu ordnen, ohne einen Appell an die Waffen zu ordnen gedenke. Bis heute ist nur die militärische Aktion Rußlands engagiert, resp. kompromittiert, seine Politik nicht, und es begeht keinen Akt der Demütigung, wenn es ein nicht durch politische, sondern durch strategische Zwecke bedingtes Vorgehen seiner Truppenbefehlshaber desavouiert. Es ist möglich, daß auch England gefehlt hat, und daß die Arbeiten der Grenzbestimmungs-Kommission glatter von hien gegangen wären, wenn es nicht seine Kommissäre, statt mit einer bloßen Bedeckungsmannschaft, mit einer ganzen Armee entsandte und in dieser Weise ihre Aufgabe von vorn herein in ein schiefes Licht gestellt hätte; aber das ist doch am Ende noch kein Grund, die Lösung der Kontroverse auf die Spitze des Schwertes zu stellen, das ist kein rationeller casus belli.

Sollten indeß, wenn von beiden Seiten künstliche Verhinderung in den Streit hineingetragen wird und für eine rein sachliche Erörterung kein Raum mehr bleibt, die äussersten und

letzten Konsequenzen des Konflikts gezogen werden, so würden wir vor die Eventualität eines Krieges zwischen zwei Kolossen gestellt sein und der Fall eines jeden von ihnen würde die halbe Welt mit Trümmern bedecken. Für welchen Theil schließlich das Kriegsglück sich entscheidet, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Wohl mag es richtig sein und darauf scheint man in England zu trogen, daß Rußland, welches schon der ungeheueren Anstrengungen bedurfte, um die nördlich von Afghanistan hausenden Völkerschaften zu bezwingen, mit diesen kaum unterworfenen und jederzeit unbotmäßigen Stämmen im Rücken, schwerlich an die Niederwerfung der kriegerischen und auf ein zur Genüge verfügbares anglo-indisches Heer gestützten Afghanen selbst würde denken können; aber es ist auch sehr wohl möglich, daß England seine eigene Kraft überschätzt und die des Gegners unterschätzt, und es wird sich rechtzeitig daran erinnern müssen, daß Rußland bisher wohl geschlagen, blutig geschlagen, aber nie besiegert werden konnte. Noch treibt keine innere Nothwendigkeit, kein unpersonlicher politischer Widerspruch zum Kriege und so dürften beide Staaten und Regierungen besonnen genug sein, den zweifelhaften Erfolgen der Schlachten den sicheren Erfolg maßvoll entgegenkommender Verhandlungen vorzuziehen. Eine Interessentlinie, die ein Staat sich selbst gezogen, kann niemals als absolut unantastbar gelten.

## Politische Uebersicht.

Bezüglich des Grubenunglücks der Zeche Camphausen wurde gestern im Abgeordnetenhaus von Minister Ragnach die Erklärung abgegeben, daß es Pflicht des Staates sei, soweit die Leistungen der Knappschaftskassen nicht ausreichen, nach Maßgabe des Unfallversicherungsgesetzes für die Hinterbliebenen zu sorgen, event. würde die Mitwirkung der Landesregierung in Anspruch genommen werden.

Der Welt-Postkongress in Lissabon hat in der Gesamtsitzung vom 16. März beschlossen, daß es im Welt-Postvereinsverleber künftig gestattet sein soll, Gold- und Silbersachen, Edelsteine, Juwelen und sonstige kostbare Gegenstände mit der Post in Briefen zu versenden, insofern dies nicht durch die Gesetzgebung der beteiligten Länder ausdrücklich verboten ist.

Die Konferenz der Staaten der Lateinischen Münzunion soll, wie aus Paris berichtet wird, am 15. September d. J. zusammentreten. Es soll in dieser Konferenz erwogen werden, ob ein internationaler Münzkongress einberufen sei, zu welchem auch die der Münzunion nicht angehörigen Staaten, wie Deutschland, Oesterreich, England und die Vereinigten Staaten Nordamerikas, eingeladen würden. Die Konferenz soll ferner über die Mittel berathen, um der weiteren Entwertung des Silbers vorzubeugen.

Auf Grund des Sozialistengesetzes ist von der Hamburger Polizeibehörde das ohne Angabe des Druckers und Verlegers erschienene Flugblatt mit der Ueberschrift: „Arbeiter!“ verboten worden.

Mainz, 21. März. Bei der heutigen Landtagswahl waren von 122 Wahlmännern 103 erschienen, welche Josi (Mainz) und Ulrich (Offenbach), beide Sozialdemokraten, mit 90 resp. 89 Stimmen zu Abgeordneten wählten.

## Holland.

Ein der Kammer vorgelegter Gesetzentwurf, betreffend die Revision des Wahltableaus verlangt für die Wahlberechtigten das Vorhandensein einer Wohnung, deren Mietzins mindestens 50 Gulden beträgt. Die zweite Kammer würde die Zahl ihrer Mitglieder durch das neue Wahlgesetz um 14, die erste Kammer um 11 vermehren. Die allgemeinen Wahlen für die zweite Kammer finden alle vier Jahre statt. Der obligatorische Militärdienst soll durch Gesetz geregelt werden. Land- und Marine-Truppen sollen danach auch ohne ihre Einwilligung nach den Kolonien geschickt werden dürfen, wenn dies nach dem Gesetz für notwendig erachtet wird.

## Belgien.

Nachdem die Journalisten in Wien und London mit Erfolg gestreikt haben, scheint nunmehr Brüssel an die Reihe zu kommen. Einem Telegramm zufolge beschwert sich der liberale

auch nichts von Dornröschen, Aschenbrödel und dem Feenreich.

Zwischen ihr und den Schafen bestand nur der Unterschied, daß sie sprach und jene blöckten; ein Unterschied, der um so weniger spürbar war, weil sie sich durch ihre häufige Unterhaltung mit ihnen eine so schleppende und unzusammenhängende Sprache angewöhnt hatte, daß diese zuweilen den langgezogenen, fliegenden, milden Lauten der Thiere glich. Ihr größter Kummer war die allabendliche Heimkehr nach dem Bauernhof, wo ihre Tante und ihr Onkel dienten. Dort mußte sie sich an einen langen Gefindetisch setzen und mit den Leuten sprechen; doch nach dem Abendessen hütete sie sich wohl, auf den Heuboden hinauf zu gehen, wo sie eine Art Schlafstelle hatte, — sie schlich sich lieber verstoßen in den Schafstall, streckte sich angeleidet auf's Stroh unter die schlafenden Thiere, lehnte ihr Haupt an eines der friedfertigsten und schlief sanft in seiner Wolle ein.

Auch der heutige Tag war beseligend; es ereignete sich, wie immer, nichts anderes, als daß sie ein verirrtes und von den Fliegen verjagtes Schaf zurückholte oder mit dem Hunde zusammen das in Milch getauchte Schwarzbrot verzehrte. Dann verlängerten sich die Schatten und lagen wie ein dunkler Nebelhauch über den Aesten und Zweigen; die Heerde zog langsam den schmalen, von Dornbüschen eingegrenzten Weg ins Thal hinab und blieb dabei nur einem weichen, wogenden Durcheinander; Miou folgte, von Stein zu Stein springend und auf einen kurzen Stab gestützt, ihr nach, in den Stall hinab.

Kaum aber hatte sie, von dort zurückkehrend, den Fuß in die Küche gesetzt, als ihre Tante zu einem dort wartenden Manne sagte: „Das ist die Kleine.“

Der Mann richtete sich empor; er hatte einen runden Hut auf, schwere Ringe an den Fingern, eine dicke Uhrkette hing an seiner Weste und er trat auf Miou zu, erfaßte sie am rothen Gürtel ihres Röckchens, hob sie in die Höhe bis an die Balken der Decke, ließ sie mit der einen Hand fallen, fing sie mit der andern wieder auf, erfaßte sie aber nicht am Gürtel, sondern am rechten Fuße, schwenkte sie drei bis viermal in der Luft herum und setzte sie dann auf die Steinfliesen nieder. Miou floh entsetzt, erschreckt in die fernste Ecke; der schreckliche Mann aber sprach gelassen zu ihrer Tante: „Also abgemacht. Sie ist jung,

Deputirte Rolin über Störung durch liberale Journalisten im Parlamentshaus, daraufhin ließ der Präsident die Journalisten-Tribüne räumen. Die liberalen Journale haben die Bericht-erstattung über die Verhandlungen eingestellt.

## Großbritannien.

Auch in Asten wird der Kriegslärm immer stärker; nach einem Telegramm aus Kalkutta sind nunmehr zwei Armeekorps auf Befehl des englischen Kriegsministeriums mobil gemacht. Die Truppen sollen schleunigst nach der afghanischen Grenze rücken, bevor die heiße Jahreszeit beginnt.

## Ägypten.

Die Truppen des General Graham haben ein weiteres Befehl mit den Truppen Osman Digma's befehlen müssen. Ein Telegramm berichtet darüber: Die englischen Truppen hatten eben die Jareba vollendet und waren beim Abziehen, als die Meldung einging, daß der Feind im Anmarsch sei. Fast gleichzeitig stürzte sich der Feind aber auch bereits auf die Jareba, es gelang ihm sogar, in eine Ecke derselben einzudringen, nach einem lebhaften, etwa 20 Minuten dauernden Kampfe wurde derselbe aber zurückgeschlagen. Die Verluste desselben sind sehr große, die Zahl der Todten wird auf 1500, die Gesamtzahl der am Gefechte beteiligten Russen auf 4000 bis 5000 Mann geschätzt. Die Verluste der Engländer beziffert sich auf 56 Todte und 170 Verwundete.

## Amerika.

Bei dem Aufstande in Neu-Granada, welcher zu einem Kampfe bei Panama geführt hat, handelt es sich um eine Erhebung der liberal-konservativen Partei gegen die liberale Regierung. Alle Staaten der Föderalrepublik am Atlantischen und am Stillen Ozean befinden sich im Bürgerkriege — Die Unruhen in den fünf Republiken Central-Amerika's, welche fast gleichzeitig mit jenen ausbrachen, sind dadurch entstanden, daß der Präsident der Republik Guatemala, General Barrios, die Vereinigung aller dieser Republiken zu einem Föderationsstaate proklamiert hat, ohne vorher deren Einwilligung eingeholt zu haben. Die Republik Honduras hat die Proklamation günstig aufgenommen, wogegen die Republiken San Salvador, Nicaragua und Costa Rica sich entschieden gegen den Uebergriff verhalten haben. General Barrios hat die Republik San Salvador bereits mit bewaffneter Hand angegriffen.

Das belgische Wahlverfahren. Unter dieser Ueberschrift befindet sich in Nr. 168 (Beilage) unseres Blattes ein Artikel, bei dem aus Versehen die Quellenangabe fortgeblieben ist. Der Artikel ist den „Demokratischen Blättern“ entnommen.

## Parlamentsberichte.

### Deutscher Reichstag.

74. Sitzung vom 23. März, Nachmittags 1 Uhr.

Am Tische des Bundesrates v. Boetticher, v. Buttamer, v. Scholz, v. Skjphan, v. Ruffenon, Reuleaux u. A. In der Hofloge Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, Großherzog von Sachsen-Weimar und Prinz Wilhelm von Württemberg.

Präsident v. Meckel: Das Präsidium des Reichstags ist gestern leider nicht im Stande gewesen, dem ihm ertheilten Auftrage gemäß Sr. Maj. dem Kaiser die ehrsüchtvollsten Glückwünsche des Reichstags zu überbringen, da Sr. Majestät der Kaiser leider durch Unwohlsein verhindert war, das Präsidium zu empfangen.

Eingegangen ist ein Gesetzentwurf, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Abwehr und Unterdrückung von Viehheuden.

Das Haus tritt in die dritte Berathung der Dampfervorlage ein.

Abg. v. Bajdzewski: Ich will auf die Frage der Stellung meiner Landsleute zu diesem Hause und zum Reiche nicht weiter zurückgreifen, da ich mir davon keinen Nutzen verspreche, und die Mühe, den Herrn Reichskanzler von seinen

mager, geschmeidig. Also wollen wir den Kontrakt unterzeichnen. Dreihundert Francs für zwei Jahre! Die Kleine ahnt ihr Glück nicht!

Miou betrachtete ihn entsetzt mit offenem Munde und starrem Blick. Als man ihr nun mittheilte, daß der Mann sie mit sich nehmen würde, um eine Seitängerin aus ihr zu machen, fing sie bitterlich zu weinen und zu schluchzen an. Ihre Heerde verlassen? Nie! Nicht mehr mit dem Lamm im Schooß und dem Hund neben sich unter den Kastanien sitzen, war denn das denkbar? „Nein, nein,“ rief sie, „ich gehe nicht, ich will nicht!“

Als am folgenden Tage der Moment der Abreise erschien, mußte man sie mit Gewalt aus dem Stalle schleppen; sie weinte, sie schrie, sie sträubte sich und streckte bittend ihre kleinen, mageren Arme nach dem Schafstalle aus. Umsonst! An der Stallthüre stand die Heerde und blöckte ihr traurig nach.

## II.

Miß Carlino wurde in kurzer Zeit eine berühmte Akrobatin. So jung und schwächling sie auch war, so that sie es doch bald den verwegentesten Gymnastikern gleich. Ohne Stange auf dem Seile zu tanzen, war ihr bald zu unbedeutend, zu gering; sie verzichtete auf so leichte Leistungen; lieber hing sie sich wie Leonarb, wie Leona Dare an die unsichern Trapeze, schwang sich daran herum, erfaßte sie, ließ sie los; dann steckte man sie in ein Kanonenrohr und sie flog leicht wie ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln unter einem furchtbaren Knall und Pulverdampf daraus hervor. Ueberall, in London, in Paris, in Wien, folgte ihr stürmischer Beifall, Enthusiasmus, und Ausrufe der Furcht umgaben Miß Carlino, wenn sie ohne Netz über der tausendköpfigen Masse hinschwebte, blendend in Gaze, Goldstuttern und elektrischem Licht. Ruhm — Ruhm — Beifall — ja, die kannte sie nun!

Aber Miou sann immer nur an ihre Heerde auf der grünen Trift, an den struppigen, gelben Hund, den sie mit der großen Zehe ärgerte und neckte, dort unten, weit weg von hier, im Schatten der Kastanienbäume. Der Glanz und die Pracht der seidnen Kleider, der Plüsch und des Schmuckes hatten sie nicht verblendet; sie sah sich in Gedanken immer wieder in ihrem rothen Kattunröckchen, in grobem Hemde und barfüßig und bewahrte, ohne daß sie die Hirten-

## Miß Carlino.

Nach dem Französischen des Catulle Mendès.

### I.

Im Schatten dicht belaubter Kastanienbäume hütete die kleine Miou ihre Schafe und mit jenem bläulichen Schatten vermischte sich das Goldgrün der Wiesen, der kräftige Geruch und der Duft von allerlei Pflanzensäften, so daß selbst die glühende Mittagshize hier noch frisch erschien. Bachstelzen hüpfen unter den weidenden Thieren umher, wippten mit ihren perlgrauen Schwänzen auf und nieder, flogen zuweilen auf das wollige Fell der Schafe, pickten darin umher und flogen wieder fort.

Miou sah unter einem Baume; ihre rothen Füße waren nackt, stellenweise ausgeritt von den Dornen und ein Stacheln, sie trug nur ein rothes Kattunröckchen und ein Hemd von grober Hausleinwand; auf ihren Knien lag ein ganz kleines Lamm und neben ihr im Grase schlief der gelbliche, struppige Schäferhund, seine Schnauze ruhte auf seinen Pfoten, er schnarchte; zuweilen knurrte er auch leise, als habe er eben vom Wolfe geträumt. Miou war ungefähr neun Jahre alt, sehr klein und hatte lebhaftes Augen, die unter der mit braunem Haar umrandeten Stirne hervorleuchteten. Sie lachte glücklich über das Kreischen der Vögel, während sie selbst das kleine Lamm streichelte oder der Heerde zusah, die erst und gravitairisch nach Grashügel zu Grashügel zog. Sie war so verknüpft beim Anblick ihrer Schafe, daß ihr nichts mehr auf dieser Welt zu wünschen übrig blieb. Mit der Spitze der großen Zehe sigelte und neckte sie den schlafenden Hund, gab den Kopf schüttelte, halb wach sich aufrichtete, umkehrte, gähnte, sich wieder niederlegte und den nackten Fuß Miou's ledend auch gleich wieder einschloß. Da lachte sie wieder aus vollem Herzen.

Da sie nichts von all den anderen Dingen des Lebens wußte, nie etwas von Eisenbahnen und Städten in diesem abgeschiedenen Erdenwinkel vernommen hatte, so war Miou hier sehr glücklich; für sie gab es keine anderen Freuden, als mit den Lämmern zu spielen und die Vögel fliegen zu sehen. Was ahnte sie von Puppen, Reifen- oder Federballspiel! Da sie nicht lesen konnte — wer hätte seine Zeit damit an sie verschwenden wollen! — so träumte sie



Anfichten abzubringen, doch vergeblich aufgewandt wäre. Aber eine persönliche Bemerkung, die ich nach Schluß der Debatte am 16. d. M. gemacht, hat den Herrn Reichskanzler zu einer Zuschrift veranlaßt, die mir die Angabe unterlegt, als wenn ich behauptet hätte, daß in den Ausführungen, die Fürst Bismarck am 14. d. M. gemacht, und die sich auf meine Landleute beziehen, „der entgegenstehende Text nachträglich geändert sei“. Diese mir zur Last gelegte Behauptung habe ich nicht aufgestellt, ich kann deshalb für dieselbe keine Verantwortung übernehmen und muß die Zumuthung ablehnen, als wenn ich hier eine unrichtige Angabe gemacht hätte.

Staatssekretär v. Boetticher: Ich kann mich ja im Allgemeinen mit der Erklärung des Herrn Vortredners befriedigt erklären und den Gegenstand, den er besprochen hat, für abgeschlossen erachten. Er hat sich indessen im Eingang seiner heutigen Erklärung wiederum in einem Irrthum bewegt. Er sagte, der Herr Reichskanzler habe ihm gegenüber behauptet, er seinerseits habe die Behauptung aufgestellt, daß das Stenogramm des Herrn Reichskanzlers über die betreffende Rede korrigirt sei, und der Herr Abgeordnete hat heute sich gegen diesen Vorwurf verwahrt und bestritten, daß er eine solche Behauptung aufgestellt habe. Nun aber lautet seine Erklärung in jener persönlichen Bemerkung wörtlich folgendermaßen: „Ich glaube auch, den Ausdruck, den ich zitiert habe, von dem Herrn Reichskanzler wörtlich so gehört zu haben, wie ich ihn zitiert habe, und ich bin überzeugt, wenn ich das Mutterstenoogramm der Rede des Herrn Reichskanzlers erhalten könnte, — was ich nicht erhalten konnte —, daß ich den Nachweis dafür erbringen könnte, daß ich wörtlich richtig zitiert habe.“ Deutlicher kann man doch den Vorwurf einer Korrektur wohl kaum erheben, und insofern behaupte ich nicht mit Unrecht, daß der Herr Abgeordnete sich heute beim Eingang seiner Ausführung wiederum in einem Irrthume befunden hat.

Abg. v. Jagdewski: Ich kann nicht zugestehen, daß ich mich im Irrthum befunden habe, denn die Angabe, welche in dem Schreiben des Herrn Reichskanzlers enthalten ist, ist nicht meine Behauptung, sondern lediglich eine Deduktion aus meiner subjektiven Meinungsäußerung, die der Herr Staatssekretär vorgelesen, eine Deduktion, die nicht die einzig mögliche ist; und ich habe mich dagegen verwahrt, daß ich in meiner persönlichen Bemerkung die mir zur Last gelegte Behauptung aufgestellt habe.

Abg. Stad: Der Abg. Birchow hat neulich sein Erstaunen darüber ausgesprochen, daß gerade Vertreter des Gläubers die Kolonialpolitik unterstützen, da doch die Ansiedelung der Gläubiger in Algerien zu jämmerlichen Erfahrungen geführt haben soll. Nun, ich kenne die algerischen Zustände aus eigener Anschauung und habe diese Kolonie besonders in Hinsicht auf die Bedingungen der Ansiedelungen meiner Landleute aus dem Gläubiger in allen Theilen wiederholt bereist. Nach den letzten Volkszählungen ist die Zahl der Europäer in Algerien von 357,179 im Jahre 1876 auf 423,381 im Jahre 1881 gestiegen, also um 66,202 Personen, das heißt um 15 pCt., darunter etwa 7000 Deutsche und Schweizer. Daß das Klima dort unsern Ansiedlern nicht unangenehm ist, beweist das Ueberwiegen der Geburten über die Sterbefälle bei den Kolonisten, auch bei den Gläubigern. In Hinsicht auf die Förderung der Kultur, der Ausbreitung christlicher Einflüsse in wilden Gebieten möchte ich den Abgeordneten Windthorst bitten, die Vertreter des deutschen Katholizismus, die Nachkommen jener Ritter, welche zur Zeit der Kreuzzüge für die Sache des Christenthums so viele Opfer gebracht, aufzufordern, durch Förderung der projektirten Verbindungen mit weit entfernten heidnischen Gegenden an dem religiösen Interesse in der Menschheit mitzuwirken. Im Interesse des allgemeinen Fortschritts der Kultur sowie der Beförderung des deutschen Handels bitte ich Sie, die Subvention für unsere Postdampfverbindungen zu bewilligen. (Beifall.)

Abg. Dr. Bamberger: Als das auffallendste und bemerkenswertheste Ergebniß der fünfzigsten Debatte in der zweiten Lesung trat mir das entgegen, daß die Meinungen beinahe gleich gespalten waren, und mit den kleinsten Majoritäten über einen großen Wendepunkt in unserm gesammten wirtschaftlichen Leben entschieden wurde. Von den verhandelten Regierungen und namentlich von dem Herrn Reichskanzler wurde auch der Nachdruck nicht sowohl auf die einzelnen Beschlüsse an sich, sondern auf ihre symbolische Bedeutung als ein Zeugniß dafür gelegt, daß der Reichstag mit dem nunmehr inaugurierten System des Vorgehens in überseeischen Dingen einverstanden sei und ihm die unentbehrliche Stütze biete. Der Herr Reichskanzler hat damit durchaus recht, nur wird sein eigentlicher Zweck durch Entschuldigungen mit so schwachen Mehrheiten nicht erreicht, und er gewinnt den imposanten Stützpunkt, dessen er bedarf, nicht, wenn sie sich bei der dritten Lesung wiederholen. Nur die ostafrikanische Linie würde Aussicht haben, von einer Majorität angenommen zu werden, von der jener moralische Effekt

ausgehen würde, an dem dem Herrn Reichskanzler vorzugsweise liegt. Ich bin erstaunt, daß die Herren von der sozialdemokratischen Partei für die Subvention eingetreten sind, indem sie ausführten: wenn mit Hilfe einer Subvention der Export gefördert wird, so heben wir dadurch die deutsche Arbeit. Ja, wir heben die deutsche Arbeit, aber wir drandshagen sie auch. Denn schließlich wird doch die Subvention nur von den Steuerzahlern bezahlt, und da die Sozialdemokraten doch gewiß nicht der Ansicht sind, daß die reichen Leute allein die Steuern bezahlen, so müßten sie sich doch eingestehen, daß sie nur mit dem Resultate ihrer eigenen Arbeit sich wieder künftige Arbeit schaffen. Noch besser, als die 2 1/2 Millionen zu Ausfuhrämtern zu verwenden, wäre, jedes Jahr diese Summe in den Justizthurn zu legen und von Zeit zu Zeit, wenn die Industrie Noth leidet, das Geld an dieselbe zu vertheilen. Da wären wir wenigstens sicher, daß das Geld im Lande bleibt, wie man sich ausdrückt, daß es nur die Hand wechelt, nicht ins Wasser geworfen wird. Es wird uns nun von den Gönnern der Vorlage der Vorwurf gemacht, daß wir dabei allzu philiströs den Nutzen und Schaden berechneten. Wo es sich um kommerzielle Unternehmungen handelt, spielt das Rechnen allerdings keine untergeordnete Rolle, und diejenigen Unternehmer, welche, ohne zu rechnen, etwa mit bloßer Intuition und Begeisterung an die Sache gehen, sind das Holz, aus denen man die Bankrottstühle zu schneiden pflegt. Trotzdem gebe ich zu, daß man nicht Alles ausrechnen kann und namentlich in der vorliegenden Frage die Rentabilität von Niemandem zu berechnen ist. Indessen, wenn ich einen Feldzug erst wagen und dann wagen wollte, würden Sie mir dazu gewiß kein Vertrauen schenken. Ebenso wenig ist hier der Vorwurf angebracht, daß wir zu pedantisch kalkulierten. Ich wählte nicht, auf welche Erfahrungen die Freunde der Vorlage sich berufen könnten. Es sind lediglich Feststellungen, allgemeine Behauptungen, die sie vorbringen. Soll es uns imponiren, was die sehr geehrten, sehr verständigen, sehr gewissenhaften Herren von der Gegenseite, die aber niemals mit solchen überseeischen Unternehmungen auch nur von ferne zu thun gehabt haben, allgemein zum Besten geben? Entschuldigen Sie, daß ich dagegen hier ein entschiedenes Mißtrauen habe. Es ist bezeichnend, daß die zwei kompetentesten Männer in dieser Sache, auf die sich die Gönner der Sache am meisten stützen, sich weniger schwärmerisch ausdrücken als die Landwirthe und Advokaten oder Richter von der rechten Seite des Hauses. Der Abg. Meier begeistert sich für die Sache mehr als Aherer, selbst die Schiffahrt steht ihm in zweiter Linie; und der Abg. Boermann schwärmt am wenigsten für die Linie, die ihm am meisten bekannt ist, die afrikanische. Nicht meine sachliche Prüfung hat etwas Philiströses, sondern ein großer Theil der Bewegung draußen im Lande ist philiströs; wir haben da den wild gewordenen Philiströser, und ich nehme das Wort von der Schönenfestimmung nicht zurück. Es ist die leicht und schnell fertige Begeisterung, die Selbstgefälligkeit, die Großthuererei mit Dingen, die noch lange nicht fertig sind, die stolz darauf ist und der Begeisterung die Bügel schleichen läßt. Gerade so sieht es mit dem Vorwurf, daß ich kein Herz für überseeische Entwicklung habe und der Kolonialpolitik noch skeptischer gegenüberstehe, als die meisten meiner Fraktionsgenossen. Ich habe, als 1879 die Frage nur ganz beiläufig berührt wurde, meine Stellung zur Sache charakterisirt. Ahererbaufolonien können wir jetzt nicht machen, dafür haben wir kein Land, und Handelskolonien zu gründen, halte ich für einen Anachronismus. Der Handel wird am besten gefördert durch das System der Gleichberechtigung, das feierlich bekräftigt ist durch die Thätigkeit des Reichskanzlers bei der Lösung der Kongo-Frage. Die Art, wie man sich jetzt in Deutschland für Kolonien begeistert, läßt mir kein besonderes Vertrauen ein; sie trägt einen wesentlichen doktrinären Charakter. Man thut jetzt immer so, als ob es immer für ausgemacht gegolten habe, daß wir Kolonien erwerben müßten. Das ist gar nicht der Fall. Man beruft sich zwar auf Boshers Buch über Kolonien, das jüngst von einem jungen Gelehrten, dem ich kein Mißtrauensvotum geben will, in neuer Auflage herausgegeben ist. Aber gerade Boshers Buch hat mir in Bezug auf Kolonialpolitik viele Zweifel in die Seele gesenkt. Wenn wir jetzt Kolonien gründen wollen mit Vereinen, die ihren Mitgliedern 10, 20, 50 M. Beitrag auferlegen und uns glauben machen, wir wären England und seine Kolonien und Amerika aus dem Sattel, so frage ich: wozu die alten Kolonialgründer Männer, die im Auftrage eines Vereins mit regelmäßigen Versammlungen und Festessen hinausgegangen sind um Kolonien zu gründen? So werden die Dinge doch nicht gemacht. Selbst Australien ist aus Zufallen, aus einer Strafkolonie, entstanden und es hat langer Zeit bedurft, bis es sich zu der Höhe erhob, die wir an dieser Kolonie bewundern. Wenn ich den Sturm sehe, der sich gegen Jeden erhebt, der nicht mit allen Kräften für unsere kolonialpolitischen Bestrebungen eintritt, so erhalte ich den Eindruck, als ob ein großer Theil jener Bestrebungen aus dem Gymnasien u., der Lektüre

stammt. Es ist hier wiederholt gesagt und es ist ein Axiom derjenigen, die sich mit Kolonialpolitik beschäftigen, daß wie für den Krieg für die Kolonien Geld und wieder Geld erforderlich sei und daß vielleicht Jahrzehnte hindurch große Ansprüche an das deutsche Kapital gemacht werden müßten, ehe die Kolonien, die jetzt so sichtlich unter der neu aufgeküßelten Flagge begründet werden, etwas nach Deutschland zurückwänden. Der Reichskanzler äußerte sich als er uns zuerst seine Ideen über Kolonialpolitik exponirte, sehr anerkennend über den Unternehmer, den er zuerst durch Zusage eines Schutzbrieves ermuntert habe. Ich habe an dieser Anerkennung nichts auszusetzen. Nach Allem, was ich gehört, ist Herr Lüderig ein achtungswerther Mann, aber ich glaube, der Herr Reichskanzler würde sich überlegt haben, für die Sache Partei zu ergreifen, wenn Herr Lüderig ihm damals schon gesagt hätte, er gebrauche mehr als eine Million, um seine Sache flott zu machen. Ich wundere mich über die Summe nicht, denn ich weiß aus Erfahrung, was Bergwerksunternehmungen kosten. Bergwerke sind Lotterien und gar ein Bergwerk in einer Kolonie, das ist eine Lotterie in der Lotterie. Die großen Finanziers, die das Lüderigland flott machen wollen, bringen Opfer, sie glauben vielleicht den Dank des Vaterlandes zu verdienen. Ich wünsche ihnen alles Glück, bin aber auch überzeugt, daß sie noch viel Geld zuschießen müssen, bis sie zu dem Punkt gelangen, wo die ausgestreute Saat Früchte bringen wird. Ich komme daher zu dem Schluß, daß nach reiflicher Ueberlegung der Reichstag dazu kommen wird, den Weg zu wählen, den der Herr Reichskanzler in der zweiten Lesung vorgezeichnet hat und mit der sich Alle im Prinzip einverstanden erklärt haben; daß man die Linien für Australien und Afrika streicht, so daß nur die ostafrikanische Linie übrig bleibt (Redner verliest die betreffende Stelle aus der Rede des Reichskanzlers). Sie werden aus diesen Worten entnehmen, daß auch nach der Ansicht des Herrn Reichskanzlers etwas dafür spricht, daß die Aufrichtigkeit und Vorsicht gebietet, vorerst die australische Linie fallen zu lassen. Wenn Sie mit mir einverstanden sind, daß in diesen Dingen Vorsicht nicht vom Uebel ist, so werden Sie sich dem Antrage anschließen, diesen bedächtigen Weg zu gehen und die australische Linie heute wieder zu beseitigen. (Beifall links.)

Abg. v. Hellendorff: Meine Freunde werden für die Beschlüsse der zweiten Lesung stimmen. Einer näheren Begründung bedarf es dafür heute nicht mehr; und auch wenn ich den Abg. Bamberger widerlegen wollte, könnte ich nur wiederholen, was ich schon in der zweiten Lesung gesagt habe. Es handelt sich hier um große nationale Fragen, die nicht von den kleinsten Gesichtspunkten aus, die der Abg. Bamberger vorzutrug, richtig beurtheilt werden können. England trotz seiner kolossalen Hilfsmittel überläßt die Entwicklung seines auswärtigen Handels nicht der bloßen Privatthätigkeit, sondern zahlt große Dampfersubventionen; ebenso Frankreich; und wenn in Frankreich jetzt eine wirtschaftliche Krise herrscht, so ist sie nicht die Folge der französischen Kolonialpolitik, sondern innerer Wirren. Diese mit unserer Kolonialpolitik in engstem Zusammenhang stehende Vorlage will unserm wirtschaftlichen Leben auch nach außen hin einen nationalen Boden sichern, wie es nöthig ist, wenn wir unsere politische Macht und unsere nationale Einheit würdig vertreten und für die Zukunft jedem Wechsel der Weisage gegenüber behaupten wollen. Diese unsere Politik wird von der großen Mehrheit der Nation und des Hauses getragen. Wenn wir die Wiederherstellung der afrikanischen Linie nicht beantragen, so ist das nur aus Gründen der augenblicklichen Opportunität geschehen und nicht etwa, weil wir die Linie nicht wollen. Im Gegentheil hoffen wir, daß das Werk, zu dem mit den Beschlüssen der zweiten Lesung der Grund gelegt ist, auch in Zukunft energisch weitergeführt wird. (Beifall rechts.)

Damit schließt die Generaldiskussion.  
§ 1 lautet nach den Beschlüssen zweiter Lesung:  
§ 1. Der Reichskanzler wird ermächtigt, die Einrichtung und Unterhaltung von regelmäßigen Postdampfschiffverbindungen zwischen Deutschland einerseits und Ostafrika, sowie Australien andererseits, auf eine Dauer bis zu fünfzig Jahren an geeignete deutsche Unternehmer auf dem Wege der engeren Submission einzeln oder zusammen zu übertragen und in den hierüber abzuschließenden Verträgen Verbißnisse bis zum Höchstenbetrage von jährlich vier Millionen Mark aus Reichsmitteln zu bewilligen.

Vom Abg. Richter ist beantragt, im § 1 die Worte „sowie Australien“ zu streichen, eventuell statt „sowie Australien“ zu setzen „sowie Festland Australiens“ und die Summe der jährlichen Subvention auf 3 750 000 Mark zu bemessen.

Die z. und Gen. wollen prinzipieller nur die Linie nach dem Festland von Australien und beantragen für den Fall der Ablehnung ihres Prinzipalantworts die Streichung der australischen Linie überhaupt.

Abg. Birchow: Der Abg. Grad hat meine Ausführungen über Ägier bemängelt, und auch der Reichskanzler hat neulich gegen mich geltend gemacht, daß wir alle doch die klimatischen Verhältnisse der Kolonien nicht aus eigener Erfahrung kennen, sondern sie nur nach gewissen Mittheilungen beurtheilen. Diese Mittheilungen sind aber doch in ihrer Werthe nicht vollkommen gleich; den relativ größten Werth muß man aber doch den statistischen Ermittlungen beilegen, die uns die Mortalitätsverhältnisse zahlenmäßig darstellen. Diese Frage läßt sich nur durch eine sehr langsame allmähliche Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit, nicht durch eine zu schnelle überhäufte Entwicklung der neuen Unternehmungen lösen. Sonst möchte ich in den in Frage kommenden Gebieten lediglich eine neue Form des Sklavenhandels entwickeln. Ohne Samoa hat übrigens die australische Linie gar keinen Werth; wer also Samoa abschließen will, sollte die ganze australische Linie ablehnen. (Beifall links.)

Abg. Boermann: Der Abg. Bamberger hat es für richtig erklärt, die 2 1/2 Millionen für Australien an die deutsche Industrie zu vertheilen als damit eine Dampferlinie zu gründen. Das würde aber eine unproduktive Anlage sein. Wenn Dampfschiffe gebaut werden, so finden dabei tausende von Arbeitern Beschäftigung, später auf den Schiffen selbst hunderte von Matrosen. Auch vertheile ich nicht, wie die Subvention nur dazu dienen soll, die Passagiere besser zu verpflegen. Daß der Norden und die Seeplätze für die Vorlage weniger begeistert sind, liegt an der ruhigeren Natur der Norddeutschen, die nicht so übersprudeln wie die unserer südlichen Mitbürger; aber speziell in Hamburg weiß man sehr wohl zu beurtheilen, welche Vortheile für die Nation und für die Bevölkerung die neuen Dampferlinien bringen. Der sozialdemokratische Antrag zeigt, daß die Kolonialpolitik das Hinderniß bildet, welches die Herren von der Zweiglinie nach Samoa zurückhält.

Abg. Rintelen bestritt gegenüber dem Vortredner, daß die Mittel vorhanden seien, um eine kolonialpolitische Linie zu treiben. Der Geh. Rath Neuleux hat neulich darauf hingewiesen, daß die australische und ostafrikanische Linie mit einander durch die gemeinschaftliche Linie Triest-Alexandrien in engem Zusammenhang ständen. Für mich genügt dieser Zusammenhang nicht, um für die australische Linie zu stimmen. Die von Herrn Neuleux selbst angeführten statistischen Angaben über die immense Zunahme des Verkehrs mit Australien beweisen lediglich, daß die Ahererei auch ohne Reichssubvention im Stande ist, Linien nach Australien zu begründen. Nicht weil ich diese Dampferlinie selbst für unnöthig halte, sondern vielmehr weil die Ahererei aus eigener Kraft der Aufgabe völlig gemachsen, und weil die Reichssubvention vom Uebel ist, werde ich auch heute gegen die australische Linie stimmen. Damit schließt die Spezialdiskussion.

In der Abstimmung wird zuerst der Antrag Richter, die australische Linie auf das Festland zu beschränken (d. h. die

Legenden kannte, in ihrem Koffer die einstigen Dabselfigkeiten neben dem Prunk der Zirkuskostüme.

Während des kühnen Sprunges von einem Trapez zum andern, in jener halbdreierischen Minute, wo die geringste Verstruthheit wenn nicht den Tod, doch ein gebrochenes Glied bringen kann — in jener Minute gedachte sie der Sprünge ihrer weißen Thiere bergab auf dem Heimwege; sie gedachte des kleinsten Lammes und wie groß es schon sein müsse, da sie so lange, lange schon fort sei! Kehrete sie dann nach dreifachem Hervorrufen in die Koulissen oder in den Pferdestall zurück, so barg sie das Gesicht in ihre Hände, weinte bitterlich und verdarb mit den vielen Thränen fast ihr schönes neues Kleid. Nur eine Hoffnung hielt sie aufrecht. Zwei Jahre — aber zwei Jahre sind so lang, so lang, und doch, sie vergehen einmal, sie sind nicht das ganze Leben. Der Kontrakt band sie nur auf zwei Jahre, dann wurde sie frei; mit welcher Ungeduld erwartete sie die Stunde der Erlösung!

Monatschwanden, Reisen, Gefahren, Triumphe; sie zählte die Wochen, die Tage! Wie lang ihr die Zeit wurde! Und doch weinte sie nicht mehr, nein, sie war beinahe heiter. Nach ihrer Rechnung nahte die Zeit, wo sie zu ihren Schafen heimkehren konnte: einmal kommt Alles, auch das Glück!

„Mein Herr,“ sagte sie eines Abends zu dem Zirkusdirektor, als sie eben ihre Kunststücke beginnen sollte, „nicht wahr, morgen kann ich nach Hause zurückkehren?“

Der Mann lachte laut auf.

„Nicht äbel!“ sagte er. „Ich habe den Kontrakt auf fünf Jahre mit Deinen Verwandten erneuert; Du gehörst mir noch so lange.“

Das war ein Schlag! Es schien etwas in ihrem Herzen zu reißen; es war ihr, als müsse sie sterben. Man ließ sie in den Zirkus hinaus; sie mußte arbeiten.

Ganz mechanisch — wie betrunken — in einem Zustande, da man nicht mehr weiß, was man thut, ergriß sie den Strid und schwang sich empor. War es denn möglich? Fünf Jahre, noch fünf Jahre! Sie setzte sich auf das Trapez, sie schwang sich hin und her, aber sie war wie geistesabwesend. So viele Jahre! Ebenso gut konnte man zeitweilig sagen. So würde sie nie mehr ihre Schafe unter den Bäumen wiedersehen und der Hund

würde bis dahin sterben. Und zwischendurch schwang sie sich unter frenetischem Beifallsturm von Trapez zu Trapez.

O, wie sie diesen Beifall verfluchte! Wäre sie nicht so geschmeidig und so kühn gewesen, so hätte man sie entlassen. Die ungeschickten Leute sind gut daran, die verkrüppelten noch besser, man kann sie nicht zu Kunststücken zwingen.

Der Augenblick war da, wo man sie in die Kanone steckte. Sie troch bis an's äußerste Ende tief hinein. Wie gemöhnlich, schwebte die Musik bis zum letzten, gefährlichsten Momente und in diesem Stillstehen wozu die Kleine an ihrem Gedankengange weiter: „O ja, verkrüppelt, ein Krüppel, hinkend oder mit gebrochenem Bein, das wäre ein Glücksfall!“ Der Knall erfolgte.

Herausgeschleudert, durchschüttelt MißCarlino die Luft. „Verkrüppelt — verkrüppelt!“ sprach sie noch einmal zu sich selbst. Das Trapez hing dicht vor ihr, sie konnte es gut erreichen, es war ganz nahe — sie faßte nicht danach, sondern stürzte mit lautem Ausruf auf einige Treppenstufen nieder, mitten in die entsetzten und schreienden Zuschauer hinein.

III.

Monate sind vergangen. Das Ränzgen auf dem Rücken kommt ein Wanderer, vielleicht ein Maler, vielleicht ein Poet, oben auf einem Plateau an, das weit abseits von Eisenbahnen und Städten liegt und auf dessen saftigem Wiesenabhang ein Mädchen eine Heerde Schafe im Schatten dichtbelaubter Kastaniendäume hütet. Sie sitzt unter einem Baume, neben ihr liegt ein struppiger, gelblicher Hund, der, mit der Schnauze auf seinen Pfoten, fest schläft. Sie betrachtet ihre Thiere und lächelt selig; der Wanderer betrachtet sie lange, denn sie sieht reizend aus in ihrem stillen Gluck.

Da auf einmal entsetzt ein großer Aufruhr unter den Schafen und Lämmern; alle blöckten, als ob sie vor Bergnügen lachen wollten; die kleine Schäferin aber erhob sich, lief froh mitten in die Heerde hinein und sprang seelenvergnügt mit ihnen um die Weite. Das Wunderbarste an ihrer Lustigkeit aber war, daß sie unter einem ihrer Arme eine kleine Krücke trug, die sie jedoch gar nicht bei ihren Sprüngen zu stören schien.



Zweiglinie nach Samoa abzulehnen) mit 163 gegen 155 Stimmen abgelehnt. Für den Antrag stimmen die Deutschfreisinnigen, die Volkspartei, Sozialdemokraten, Polen und der größere Teil des Zentrums. Gegen den Antrag stimmten die beiden konservativen Fraktionen, die Nationalliberalen, Stäffer, vom Zentrum die Abgeordneten v. Landsberg, Velocha, Bige, v. Buol, Graf Adelman, Wasserott, Kobbirt, Sögel, Landborn und die beiden Welsen Langwerth v. Simmern und v. Wangerheim (Eidenburg).

Der Prinzipaltraktat Richter, die (in zweiter Lesung mit 170 gegen 159 Stimmen angenommene) australische Linde nicht zu bewilligen, wird mit 166 gegen 152 Stimmen ebenfalls abgelehnt. Die Stellung der Parteien ist bei dieser Abstimmung dieselbe, wie bei der vorigen.

§ 1 wird darauf un verändert nach den Beschlüssen der zweiten Lesung mit den Stimmen der Deutschkonservativen, der Reichspartei, Nationalliberalen und eines Teiles des Zentrums angenommen.

§ 1a lautet nach den Beschlüssen zweiter Lesung: Der Reichskanzler wird ferner ermächtigt, zum Anschluß an die Hauptlinien die Einrichtung und Unterhaltung einer Zweiglinie von Triest über Brindisi nach Alexandria auf eine Dauer bis zu fünfzehn Jahren an geeignete deutsche Untertanen auf dem Wege der engeren Submissio n zu übertragen und in den hierüber abzuschließenden Verträgen eine Beihilfe bis zum Höchstbetrage von jährlich zweihunderttausend Mark aus Reichsmitteln zu bewilligen.

Auf Antrag der Abg. Graf Behr und Hammer wird die Summe von 200 000 M. auf 400 000 M. erhöht.

Ein Antrag Diez (Hamburg), in den Anlagen zu bestimmen, daß die Dampfer, außer auf deutschen Werften auch, soweit angänglich, aus deutschem Material gebaut sein müssen und daß nach Ablauf des ersten Jahres nur neue Schiffe eingestellt werden dürfen, wird mit großer Majorität abgelehnt. Die Anlagen werden, abgesehen von geringen in Konsequenz der bisher gefassten Beschlüsse notwendig gewordenen redaktionellen Änderungen, wie in der zweiten Lesung bewilligt, ebenso die §§ 2 und 3 der Vorlage.

Bei der sofort hierauf folgenden Abstimmung über das Gesetz im Ganzen wird dasselbe mit erheblicher Majorität gegen die Stimmen der Freisinnigen, Volkspartei, Sozialdemokraten, Polen und des kleineren Teils des Zentrums, unter lebhaftem Beifall der Konservativen und Nationalliberalen, angenommen.

Schluß 5 1/2 Uhr. Nächste Sitzung Dienstag 12 Uhr. (Kleinere Vorlegen und Zolltarif.)

### Abgeordnetenhaus.

48. Sitzung vom 23. März, 10 Uhr.

Am Ministertische: von Puttkamer, Maybach, Lucius, Friedberg, von Goller, von Scholz und Kommissarien.

Eingegangen ist der Gesetzentwurf, betreffend die Bewilligung von Staatsmitteln zur Befestigung der durch das Hochwasser der Weichsel herbeigeführten Verheerungen; ferner hat der Abg. Wegner einen Gesetzentwurf zur Ergänzung und Abänderung des Gewerbesteuergesetzes von 1820 eingebracht.

Vor der Tagesordnung ergriff Minister Magbach das Wort zu folgender Erklärung: Es ist Ihnen aus Zeitungsnachrichten bekannt, daß vor einigen Tagen auf der Staatsgrube „Camphausen“ in Folge einer Explosion sich ein großes Unglück ereignet hat. Von 225 Bergleuten, die eingefahren sind, sind nur 52 lebendig an das Tageslicht gekommen; die übrigen sind bis auf 14, deren Leichen bis gestern nicht gefunden worden sind, als Leichen zu Tage gebracht. Es ist das ein Ereignis, wie es, Gott sei Dank, in den Annalen des preussischen Bergbaues nur sehr selten ist. Die Rettungssarbeiten, bei denen seitens der Beamten und Mannschaften mit über alles Lob erhabener Aufopferung verfahren ist und wobei auch der Bevölkerung das Bestmögliche an musterhaften Haltung ertheilt werden muß, haben noch nicht zum Abschluß gebracht werden können, weil das Hockdingen in der Grube noch mit großer Gefahr verbunden ist. Die Grube wird in einigen Wochen wieder in Betrieb genommen werden können. Die Ursache des Ereignisses ist noch nicht aufgeklärt worden, weil der Mund der Grube, die darüber sprechen könnten, auf ewig geschlossen ist. Wahrscheinlich war es ein unglücklicher Sprengschuß oder Unvorsichtigkeit, welche in Folge des Zutrittes von Kohlenstaub ganz ungeahnte Dimensionen angenommen hat. Ich bemerke, daß gerade der Kohlenstaub eins der gefährlichsten Dinge ist in Bezug auf die Erzeugung und Fortschreitung von Explosionen. Was nun die Hinterbliebenen der Opfer dieses Ereignisses angeht, so ist die Staatsregierung der Meinung, daß abgesehen von denjenigen Leistungen, welche nach der bestehenden Gesetzgebung der Knappschaftskasse zufallen, und denjenigen Spenden, welche von muthätigen Herzen gewährt werden können, auch von Staatswegen — und das entspricht auch dem landsväterlichen Sinne der Majestät — für die Hinterbliebenen Sorge getragen werden müsse (Beifall), und zwar nicht bloß vorübergehend, sondern dauernd. Es sind bereits die nothwendigen Einleitungen getroffen, um auch fortdauernd die Fürsorge auf festen Boden stellen. Wir haben ja, Gott sei Dank, an dem Unfallversicherungsgesetz gewisse Direktiven, wie wir die Frage werden zu behandeln haben. Genau es die Aufgabe des Staates, für die Hinterbliebenen die Fürsorge zu übernehmen. Sollten die zur Befestigung nothwendigen Mittel sich als nicht ausreißend erweisen, so bin ich überzeugt, daß, wenn wir die Mitwirkung des Landtages für weitere Mittel in Anspruch nehmen sollten, die Forderung der nothwendigen Anklage finden wird. (Beifall.)

Auf Antrag der Geschäftsausschusskommission wird beauftragt, das Schreiben des Justizministers vom 11. März d. J., betreffend die Genehmigung zur Einleitung des Privatklagenverfahrens wegen Beleidigung gegen den Abg. Goldschmidt, vom Hause beschließen, die Genehmigung zur Fortführung des Privatklagenverfahrens während der gegenwärtigen Sitzungperiode auf den ausdrücklichen Wunsch des Abgeordneten Goldschmidt zu ertheilen. Es folgt die dritte Beratung der Sekundärbahnvorlage. Darauf wird das Gesetz im Einzelnen sowie in der Gesamtentscheidung definitiv genehmigt. In der dritten Lesung des Entwurfs betr. die Verbesserung der Hinterbliebenen des Polizeiraths wird bemerkt: Abg. v. Schorlemer: „Acht: Das Zentrum will durch Zustimmung zu dem Entwurf seine Sympathie mit den Intentionen des Ministers kundgeben, wieweil die Form ihres Vorgehens ungenügend ist. Dagegen bedauern wir, daß beiderseits der beiden Bochumer Gendarmen vom Ministertische keine entgegenkommende Erklärung abgegeben ist. Die Rücksicht in diesem Industriezentrum sollte überhaupt mehr als bisher Gegenstand der Aufmerksamkeit der Regierung werden: sie hat insbesondere seit dem Kulturkampf zugenommen, das Waffentragere ist ganz allgemein geworden. Zur Sicherung des Zweckes der Vorlage nach jeder Richtung möchte wünschenswert eine Bestimmung hinzugefügt werden, daß das Gesetz auf diese Renten weder abgetreten noch verpfändet werden kann. Justizminister Friedberg erklärt sich mit einem derartigen Zusatz einverstanden. Abg. Berger vertritt seine Bitten an den Minister, die den ermordeten Abg. v. Schorlemer, daß für die Hinterbliebenen einen ermordeten Bochumer Gendarmen der Staat einzubringen möge. Die Vernehmung der Gefahren für die öffent-

liche Sicherheit lasse sich wohl weniger auf den Kulturkampf, als auf die Verdoppelung der Bevölkerung und das Zusammenströmen fragwürdiger Elemente aus aller Herren Länder zurückführen. Gegen die um sich greifende Bedrohung des Lebens unserer Mitbürger, nicht bloß mit Dolch und Messer, sondern auch mit selbstgefertigten, höchst gefährlichen Waffen, z. B. sogenannten Hampelmännern (die aus einem Ende Gummi schlauch bestehen, in welchem eine Schraubmutter eingefügt ist) müsse die schärfste Anwendung unserer Strafgesetze stattfinden. (Beifall.) Die Vorlage wird darauf mit dem Amendement v. Schorlemer mit großer Mehrheit definitiv genehmigt. Schluß 12 1/2 Uhr. Nächste Sitzung Dienstag 10 Uhr. (Dritte Lesung der eben verhandelten Vorlage, Gesetzentwurf betr. die Weichselüberschwemmungen, Kommunalsteuerordnungsgesetz.)

### Kommunales.

Aus den Stadtverordnetenvorlagen. Der Magistrat theilt den Stadtverordneten u. A. folgendes mit: „Das Königliche Eisenbahn-Betriebsamt — Stadt- und Ringbahn — welchem der Betrieb auf den hiesigen Stadtgemeinde gehörigen Geleisanlagen des städtischen Zentral-Biehohs unterstellt ist, hat uns wiederholt seit Jahren um die Herstellung von Dienstwohnungen für den Stationsvorsteher, einen Stationsassistenten und einen Rangassistenten, welche auf dem Bahnhof „Zentral-Biehohs“ stationirt sind, ersucht und dabei bemerkt, daß die Nothwendigkeit eines solchen Arrangements, durch welches den betreffenden Beamten ihre schwierige und verantwortliche dienstliche Thätigkeit wesentlich erleichtert und gleichzeitig das dienstliche Interesse sehr gefördert werden würde, dießseits wohl zweifellos anerkannt werden müsse. Auch müsse darauf hingewiesen werden, daß es ein seitens des Herrn Ministers der öffentlichen Arbeiten ausgesprochenes Grundsatz sei, denjenigen Beamten, welche im Eisenbahnbetriebe verwendet werden, wenn irgend möglich, Wohnungen an dem Orte ihrer Thätigkeit zu schaffen. Es läge in der Eisenbahnverwaltung somit wohl auch kaum vor, daß die Stationsvorsteher nebst einigen anderen Beamten des äußeren Dienstes nicht auf dem Bahnhof selbst und zwar auf einem Bahnhof von der Bedeutung des Zentral-Biehohs Wohnung hat. Nach Anordnung des Kuratoriums des städtischen Zentral-Biehohs können wir uns gegen die gestellte Forderung nicht ablehnend verhalten und haben im Einverständnis mit unserer Bau-Deputation und der Bahnverwaltung beschlossen, zu dem in Rede stehenden Zweck eine Erweiterung des sogenannten kleinen Beamtenwohnhauses am Zentral-Schlachthof durch einen Anbau vorzunehmen, wodurch gleichzeitig dem längst gefühlten, von der Stadtverordneten-Versammlung bei Gelegenheit der Bewilligung des Wohnungsgeldauschusses für den Fournageverwaltung bereits anerkannten Bedürfnis, auch noch einigen Biehohsbeamten und namentlich dem Fournage-Inspektor Dienstwohnungen auf dem Biehohs-Stabsplatze zu gewähren, abgeholfen werden würde. Abgesehen davon, daß es nicht ratsam ist, gerechtfertigten Anträgen der Eisenbahn-Betriebsverwaltung lediglich aus Sparsamkeitsrücksichten nicht zuzustimmen, können leicht im Bohnbetriebe, namentlich während der Nachtstunden an denjenigen Wochentagen, an welchen Hügel in größerer Zahl eintreffen, Fälle vorkommen, welche bei der Mitbewilligung der zur Herstellung von Dienstwohnungen erforderlichen Mittel Veranlassung zu der Stadtgemeinde nachtheiligen Folgen und mit Rücksicht auf die Vertragsbestimmungen zu Entschädigungsforderungen geben können.“ Der Magistrat verlangt daher 77,400 Mark zur Herstellung von Dienstwohnungen auf dem Zentral-Schlachthof.

Im Statausschuß der Stadtverordneten war die Frage angeregt worden, ob nicht eine Vermehrung der Freistellen an den städtischen höheren Lehranstalten und zwar von 8 resp. 10, auf 10 resp. 12 pCt. ins Auge gefaßt werden solle. Der Ausschuß konnte nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß ein Bedürfnis auf Vermehrung der Freistellen vorliege. Es sei nicht gelungen, die allen vollständig zu vergeben, vielmehr seien noch 5 pCt. derselben unbesetzt geblieben.

Der Magistrat scheint sich bisweilen recht viel Zeit in seinen Arbeiten zu nehmen. Einige Gutachten über die Heizanlagen des Leibnizgymnasiums, über welche die Stadtverordneten gern Bericht haben möchten, liegen schon seit mehreren Monaten im Rathhaus zur Prüfung. Die Magistratskommissarien waren auch nicht in der Lage, im Statausschuß eine bestimmte Auskunft zu geben, und da die Besorgnis vorliegt, daß bei längerer Verzögerung auch der kommende Sommer verstreicht, ohne daß die durchaus notwendige Hilfe geschaffen wird, ersucht der Ausschuß den Magistrat, ihm nunmehr unverzüglich mitzutheilen, welches Resultat die vorgenommene Untersuchung gehabt hat und welche Schritte der Magistrat zur Abstellung der in den Heizungsanlagen vorhandenen Uebelstände zu thun gedenkt.

Das königliche Polizeipräsidium hat sich jetzt über den Entwurf des Regulativs für die Untersuchung des hier eingeführten Fleisches der außerhalb geschlachteten Thiere dem Magistrat gegenüber geäußert. Dem Vernehmen nach wird dem Entwurf des Kuratoriums des Zentral-Biehohs fast überall beigestimmt, es werden nur wenige Änderungen vorgeschlagen. Eine derselben ist freilich recht erheblich. Es sollen Kinder nur in Viertel, Räder und Hammel nur in ganzen Thieren eingeführt werden. Voraussetzlich werden nunmehr die Verhandlungen zwischen den Behörden bald zu Ende geführt werden; der Beginn der Untersuchung des von auswärts eingeführten Fleisches ist freilich vor Eröffnung der Markthallen nicht ausführbar.

### Lokales.

Die Herren unter sich. In Geldsachen hört bekanntlich die Gemüthlichkeit auf, das ist eine alte Sache, an der garnichts zu „tippen“ ist. Geschäft bleibt eben Geschäft. Es ist ja auch in der That so, wenn irgendwo ein Paar alte Hosen zu verkaufen sind, und ein Aneifer kommt dem andern zuvor, so ärgert sich der um eine Nasenlänge zurückgebliebene natürlich. Und ist es schließlich etwas Anderes, wenn der konservative „Reichsbote“ schreibt: „Das „konservative“, „Deutsche Tageblatt“ hat uns heute die Einladung zum Abonnement auf unser Blatt, die wir, natürlich gegen Bezahlung, auch bei ihm inseriren wollten, zurückgeschickt und Aufnahme derselben verweigert. Wir danken dem Blatte für das uns so gesendete Kompliment und wissen die Erwägungen, welche diesem Entschlusse seiner Leituna als Widerungsgrund zur Seite stehen, voll zu würdigen. Wir können dem „Deutschen Tageblatt“ auch versichern, daß wir unsererseits mit Vergnügen bereit sind, seine Abonnements-Einladung mit allem phantastischen Jubel zur Kenntniß unserer Leser zu bringen. „Ohne Garantie“ selbstverständlich, und die letzteren wissen ja, daß wir für die Güte des in unserem Inseratenbelle Officieren ein für allemal keine Garantie übernehmen.“ Immer nobel, das ist die Hauptsache, aber es giebt auch einen Spruch, der spricht: „Leben und leben lassen.“ Hieron scheint man beim „Deutschen Tageblatt“ allerdings keine Abnung zu haben, man huldigt vielmehr dem Grundlosge: Selber essen macht fett.

Magistratlicher Bürokratismus. Der Restaurateur J. zieht zum 1. April von der D... nach der L... straße und muß in Folge dessen eine neue Konzeßion nachsuchen. Er sandte in Folge dessen ein doppeltes Gesuch an den Statausschuß, erfuhr aber inzwischen, daß es dreier Exemplare bedürfe. Da die Zeit drängt, trug er selbst das dritte Exemplar

nach dem Bureau des Statausschusses. Am folgenden Morgen erhielt er zwei dicke portofreie Briefe. In dem einen lagen feinschröcklich die zwei Exemplare seines Gesuches, mit der Aufforderung, sie durch das vorchriftsmäßige dritte zu vervollständigen, in dem andern Briefe ein Exemplar mit der Aufforderung, es durch noch zwei Exemplare zu vervollständigen. Der Bote braucht bei dem nahen Termine jede Stunde, um nicht in seinem Erwerb geföhrt zu werden und so mechanisch geht man mit seinem Gesuch um.

Der Mensch denkt, — aber es kommt manchmal anders. Fräulein D. in der Schönebergerstraße wollte am Sonntag einen Maskenball mitmachen und besorgte am Sonnabend Nachmittag diverse Einkäufe von Gegenständen, welche sie zu diesem Hauptvergnügen aller Fräuleins brauchte. Doch mit des Geschehens Nächten u. s. w. Als Fräulein D. nämlich, wahrscheinlich tief in Gedanken versunken, gegen 5 Uhr den Fahrdamm vor der Börse überschreiten wollte, wurde sie von dem Rade eines Vierfuhrwerks umgeworfen und so heftig zur Erde geschleudert, daß sie am Kinn eine nicht unbedeutende Wunde erlitt, welche ihr von einem Heilgehilfen zugenäht werden mußte. Mit dem Maskenball war es diesmal nichts. Der Rutscher wurde notirt.

Ein gewisser Tragikomik entbehrt jenes bekannte alte Bild gewiß nicht, auf welchem man einen Bauer sieht, der seine an einem Eisenbahnschlagbaum erhängte Biene betrauert. Dem Bauerlein mußte das Bienen auf den vorüberfahrenden Eisenbahnzug zu langweilig geworden sein, er band daher seine Biene an den Schlagbaum und trat selbst in ein Bienenhaus. Inzwischen paßte das Malheur, der Zug fuhr vorbei, der Schlagbaum ging in die Höhe und die arme Biene hauchte in dieser unwürdigen Weise vorzeitig ihre Seele aus. Ein ähnlicher Unglücksfall, wenn auch nicht mit ganz so tragischem Ausgang paßte gestern Nachmittag in der Neuen Friedrichstraße mit zwei Pferden: Diese beiden Hesse kamen in die Gefahr, an ihrem Wagen, vor dem sie gespannt waren, aufgehängt zu werden. Vor dem Hause Neue Friedrichstraße, Ecke der Königstraße, befindet sich nämlich noch ein tiefer Kinnsteinabflußkanal. In diesen fuhr der Rutscher eines mit großen gefüllten Spirituskannen beladenen Wagens, wodurch der Wagen umkippte, die Weichselstange hoch in die Luft raste und die Pferde an den Hälften emporgeworfen wurden. Mit großer Mühe gelang es, die Klumme von den Hälften der Pferde zu streifen und diese so von der Gefahr des Gebärgtodes zu befreien.

Vor dem Hallischen Thore waren in der vorigen Woche drei Rohrbrüche auf ein Mal zu repariren, einer am Waterloo-Ufer, einer am Büchserplay und einer in der Belle-Alliancestraße. Die Rohrbrüche sind hier in Permanenz und die Gegend muß allmählig verpestet werden. Es ist hier entschieden ein Fehler in der Anlage vorhanden, der beseitigt werden muß.

Die Kunst der Kartenlegerin. Aus jenem Gewirt von Gassen und Gäßchen, so schreibt das „N. J.“, welches sich im Osten des Alexanderplatzes erstreckt und von dessen Erstling nur wenige Bewohner von O und W Kenntnis haben, schlüpfte bis vor wenigen Wochen jeden Morgen um eine bestimmte Stunde eine gar liebliche Mädchengestalt in die nahe Königstraße, um in einem dort gelegenen Wäschegeschäft ihrer Arbeit obzuliegen. Die liebliche Knospe, welche wegen ihres reichen blonden Haares, das in langen Böpfen über die prächtigen Schultern fiel, den Namen „Goldelse“ führte war die einzige Tochter einer Frau F. Ihre Sprödigkeit war nicht minder groß, als ihre Schönheit, und schon mancher feurige Liebhaber beklagte ihre Unabbarkeit. Da stand eines Abends, als Goldelse ihre Schritte der elterlichen Wohnung zulenkte, vor dem Cafe im Sotel-Alexanderplatz ein junger Mann, dessen sorgfältig gewählte Kleidung den Mann aus der Gesellschaft erkennen ließ. Der Herr Baron — kein Pseudobaron — verschlang die Gestalt des jungen Mädchens fast mit den Blicken, dann folgte er kurz entschlossen der jungen Dame. Als sie sich verabschiedete, verdoppelte diese ihre Schritte, der Baron durchmaß nicht minder eiligen Fußes die Straßen und schon hatte er eine höfliche Frage auf den Lippen, als „Goldelse“ plötzlich in dem Hause ihrer Mutter verschwand. Nun giebt es in Berlin stets Hausbewohner, die für einen in die Hand gedrückten Thaler bereit sind, gefällige Auskunft über ihre Nachbarn zu ertheilen. Schon am nächsten Morgen erhielt „Goldelse“ ein mit einer Freiherrnkronen gezieres Billet-doux, in welchem der Herr Baron inständigst um eine Unterredung bat, die ihm auf Andrängen der Mutter und nach langem Sträuben auch seitens des jungen Mädchens gewährt wurde. Seit jener Zusammenkunft sah man oft die Beiden in traulichem Gespräch auf ihren Spaziergängen. Der junge Mann überschüttete seine Angebetete mit Blumen-spenden und werthvollen Angebinden, aber sein Wunsch, bei einem Souper in einem der fashionablen Restaurants der Residenz einmal ein trauliches tête-à-tête mit Goldelse zu feiern, stieß auf ihren entschledenen Widerspruch. Da vernahm der Liebhaber von einer vergeblichen Schwäche seiner Schwärmerin. Sie beichtete ihm einst unter Tränen, daß sie an die Möglichkeit glaube, aus Karten die Zukunft zu deuten, und nannte ihm auch die Adresse der von ihr öfter besuchten Sibille. In der Landwehstraße wohnte die „kluge Frau“, eine Wittve G., die neben mancher andern lichtscheuen Thätigkeit auch die Kunst des Kartenspielens übt. Da hielt vor ihrem Hause eines Morgens eine Equipage — der Herr Baron stattete der Kartenlegerin einen langen Besuch ab. Am anderen Tage schon häßte „Goldelse“ wieder zu der Alten. Gar wundersame Dinge vernahm sie diesmal aus den Blättern: Da lag die Herzen-Dame neben dem Bique-König. Das bedeute baldige Hochzeit mit einem hohen Herrn, Reichthum und Ehren. Aber — so fügte die Sibille mit einem listigen Zwinkern ihrer grauen Augen hinzu — da stört Alles wieder die garstige Treß-Neun! Kind, nur nicht so spröde — dann ist Alles gut! — Und heutige Abend schon — las die Alte aus den Karten weiter — wird der Bräutigam sich erklären — dann nur keinen Wunsch verlangen, Goldseltschen, keinen Wunsch! — Mit pochendem Herzen betrug am Abend dieses Tages das Mädchen den Wagen des Barons, der Beide auf einer Spaziersahrt nach dem Thiergarten führte. Der junge Mann sprach von seinen Entnahmen, seinen Zukunftsplänen und schließlich — hielt der Wagen vor einem der elegantesten Restaurants unserer Stadt, das durch seine lauschigen Zimmer ein beliebter Rendezvous-Ort unserer Lebemwelt geworden ist. Diesmal schlug Goldelse die Einleitung nicht aus. Der Sekt, der bald in den Reichen schäumte, jagt das Blut schneller durch die Adern, in dem traulichen Zimmer hielten sich zwei Liebende umfangen und als endlich die herabgebrannten Klätter gebieterisch zum Aufbruch mahnten, da hatte die Kunst der Kartenlegerin ihre Schuldigkeit gethan.

Der Kandidat Dehle ist nach Aussage von Freunden, welche ihn gesprochen haben, durchaus nicht verzagt. Die Festung, in welcher er internirt werden wird, ist noch nicht bestimmt. Seine Freunde haben begonnen, einen Verpflegungsfonds für ihn zu sammeln, der vorläufig 600 Mark beträgt. Dehle steht übrigens mit seinen fünf Pistolensforderungen nicht allein da. Auch sein Sekundant hatte fünf Mann (!) vom Verein deutscher Studenten gefordert. Bei einer Pistolens-Meur hatte seine Waffe versagt und die fünf Beforderten hatten das Geräch verdröhelt, es sei ihm das Pistol aus Angst entfallen. Mehrere desregirten, einer wurde unsichtbar und schließlich blieb die Sache auf seinem Segner hängen, den er nun nochmals forderte.

Polizei-Bericht. Am 21. d. M. Vormittags fielen von einem die Voßgringstraße entlang fahrenden, hochbeladenen Kollwagen mehrere Ästen auf den Bürgersteig hinab, und wurde ein gerade vorübergehendes, 14 Jahre altes Mädchen von einer Riste getroffen und an der rechten Hand so schwer



verlezt, daß es nach der königlichen Anstalt gebracht werden mußte. — Am demselben Tage Abends entstand auf dem Boden des Hauses Mühlenstr. 59a Feuer, durch welches der Dachstuhl vollständig zerstört wurde. Die Feuerwehr war zur Stelle und über drei Stunden in Thätigkeit. Am 21. d. Mts. Nachmittags ging ein vor eine Equipage gespanntes Pferd von der Charlottenstraße nach der Dortheimstraße zu durch und rannte vor dem Hause Dortheimstraße Nr. 11 gegen einen Gaslampehalter. Hierbei stürzte der Reiter vom Hoch und erlitt eine bedeutende Verletzung am Kopfe. — Am 22. d. Mts. Nachmittags wurde in einem Gasthause in der Krausenstraße ein am Tage zuvor eingeleiteter Mann im Zimmer erhängt vorgefunden. — Um dieselbe Zeit fiel ein taubstummer Mann im Seitengebäude des Hauses Vandsberger Allee Nr. 146, die zum Keller führende Treppe hinab und erlitt dabei eine so schwere Verletzung am Kopfe, daß er nach dem Städtischen Krankenhaus im Friedrichshain gebracht werden mußte. — Zu derselben Zeit verfuhr ein Mann vor der Garde-Dragoonen-Kaserne in der Bellealliancestraße sich durch Verschneiden der Pulsadern der rechten Hand das Leben zu nehmen. Nach Anlegung eines Nothverbandes wurde er nach der Charité gebracht. — Am 22. d. Mts. Abends fiel eine Frau vor dem Hause Blauerstr. 39 in Folge Ausgleitens zur Erde und brach dabei den linken Unterschenkel, so daß sie nach der Charité gebracht werden mußte.

### Gerichts-Zeitung.

**P. Zwei feindliche Nachbarn.** Der Schubmacher August Koch und der Wäscher Friedrich Ratham, Beide zu Köpenick wohnhaft, verschafften ihrem Groll dadurch Abfertigung, daß Einer den Andern wegen Holzdiebstahls denunzirte. Die Wohnungen Beider liegen hart am Spreewasser und die umliegenden königlichen Forsten sind auf dem Flusse mittelst eines Rahns bequem in einigen Minuten zu erreichen und auf diesen Umstand baute Koch seinen Plan. Um sich wegen einer Anzeige des Ratham, infolge deren er wegen Holzdiebstahls verurtheilt worden war, zu rächen, denunzirte er den Ratham ebenfalls wegen Holzdiebstahls und zwar unter der Beschuldigung, daß der Letztere am 20. Dezember 1883 in Begleitung seines Sohnes, Paul Ratham, auf einem Rahne bei hellem Mondenschein um Mitternacht mit einer Ladung gestohlenen Holzes von der königlichen Forst herkommend von ihm, Koch und seiner Frau gesehen worden seien. Diese Angabe beschworen Koch und seine Frau Auguste geb. Schätze, in einem am 15. Oktober v. J. vor dem Schöffengericht zu Köpenick stattgehabten Audienztermin in der insolge seiner Anzeige eingeleiteten Strafsache gegen Mutter und Sohn. Die Letzteren hatten jedoch eine Anzahl Entlastungszeugen gestellt, deren Aussagen im stritten Angelegenheit zu den Aussagen der Koch'schen Eheleute stand und in erster Linie die Freisprechung des Ratham und seines Sohnes zur Folge hatten, dann aber des Weiteren der nicht unbegründeten Vermuthung Raum boten, daß die Koch'schen Eheleute wider besseres Wissen falsches Zeugniß abgelegt hätten. — Wegen wissenschaftlichen Meineids angeklagt erschienen daher die Koch'schen Eheleute vor den Schranken des Schwurgerichts. Die Beweisaufnahme im Audienztermin ergab nach Vernehmung von ca. 20 Zeugen, daß die Angeklagten in der That ein falsches Zeugniß abgaben, denn es wurde klar erwiesen, daß Ratham und Sohn in der Nacht zum 20. Dezember 1883 den ihnen zur Last gelegten Holz-Diebstahl nicht ausgeführt haben können. Trotzdem beharrten die beiden Angeklagten bis zum Schlusse bei der Behauptung des Gegentheils. Belastend für die Angeklagten sprach ferner die Aussage der unverschämten Donath, einer Jeugin, die bekundete, daß der Angeklagte Koch ihr ein Paar Schuhe versprochen, wenn sie, die Jeugin ihre Aussage zu seinen Gunsten einrichten wolle. — Das Verdikt der Geschworenen verurtheilte die Frage, ob die Angeklagten des wissenschaftlichen Meineids sich schuldig gemacht; dagegen wurde die Frage, ob die Angeklagten des falschen Zeugnisses schuldig, bejaht. Der Staatsanwalt beantragte mit Rücksicht darauf, daß der Meineid in einer Untersuchungs-Sache geistet worden, 1 Jahr Gefängnis. Das Urtheil des Gerichtshofes lautete auf 6 Monate Gefängnis. Dem diebstahligen Antrage des Verteidigers stattgebend, beschloß der Gerichtshof die in Untersuchungs-Sache befindlichen Angeklagten vorläufig aus der Haft zu entlassen.

**P. Ein Raubfall,** der am 12. Oktober v. J. auf dem Wege zwischen Woltersdorf und Eißner stattgehabt wurde, vorvorgestern das Schwurgericht des Landgerichts II. Vor den Schranken erschien, wegen versuchten Raubes angeklagt, der am 4. Februar 1849 zu Neu-Schöndorf, geborene,

bereits vorbestrafte Arbeiter Friedrich Wilhelm August Meyer. Vor längerer Zeit schon stand Meyer wegen Raubes angeklagt vor den Geschworenen; er war damals beschuldigt, einem betrunkenen Maler an derselben Stelle seine Baarschaft geraubt zu haben; das Verdikt der Geschworenen hatte jedoch Mangels Beweises auf „Nichtschuldig“ gelaute, da der Beraubte in seiner Trunkenheit die Persönlichkeit seines Angreifers nicht ins Auge gefaßt hatte. — Dieser für ihn günstige Verlauf des qu. Strafprozesses hatte den Angeklagten ermutigt, die Freiheits-Restriktion zu forciren und er lauerte am 12. Oktober v. J. auf einem einsamen Wege zwischen den obgenannten Ortlichkeiten dem heimkehrenden Tischlergesellen Otto Lehmar auf, in der Absicht, denselben zu berauben. Ehe Lehmar sich verabschiedete, hatte ihn der Räuber mit einem wuchtigen Schläge zu Boden gestreckt und machte sich an die Durchsuchung der Taschen. Der Angegriffene besaß indessen Kraft und Geistesgegenwart genug, Widerstand zu leisten, bis auf seine Hilferufe Leute herbeieilten; bei deren Annäherung nahm der Strolch von seiner Absicht, sich die nicht unbedeutende Baarschaft des Lehmar anzueignen, Abstand und ergriff die Flucht. Eine Personal-Beschreibung seines Angreifers, den Lehmar dem in Eißner stationirten Gensdarm Marode zu geben im Stande war, führte den Letzteren auf die richtige Spur und es gelang demselben schon nach Verlauf einiger Tage des Räubers in der Person des Meyer habhaft zu werden, da ihm derselbe aus früheren Zeiten wohl bekannt war. Meyer wurde unverzüglich nach dem Untersuchungs-Gefängniß abgeführt und obwohl er die Thäterschaft abzulugnete wurde dennoch gegen ihn Anklage wegen versuchten Raubes erhoben, nachdem er zuvor erst wegen Entwendung eines dem Schlächtermeister Krieger in Woltersdorf, seinem früheren Arbeitgeber, gehörigen Portemonnaies mit 85 Mark von der Strafkammer des Landgerichts zu einer längeren Freiheitsstrafe verurtheilt worden war. — Im Audienz-Termin vor den Geschworenen versuchte der Angeklagte sein bisher befolgtes System des Ablegnens, allein er wurde von den Zeugen auf das Bestimmteste als der Thäter bezeichnet und unzweifelhaft überführt. Die Geschworenen bejahten die Schuldfrage. — Bei Abmessung der Strafe zog der Gerichtshof die früher wegen Diebstahls erkannte Strafe, welche er gegenwärtig verbüßte, mit in Rechnung und lautete das Urtheil demgemäß auf eine Gesamtkstrafe von 3 Jahren Zuchthaus, 5 Jahre Exerzium, sowie Zulässigkeit von Polizeiaufsicht.

### Vereine und Versammlungen.

**hr. Der Fachverein der Schlosser und Berufsgenossen** hielt am Sonnabend in den Grätzel'schen Bierhallen eine zahlreich besuchte Versammlung ab. Nach Erledigung einiger interner Angelegenheiten, Vergrößerung der Bibliothek u. s. w. referirte Herr Kreuz über die Zentralisirung der Metallarbeiter Deutschlands. Redner trat entschieden für die Zentralisirung ein und rief dem Fachverein, sich derselben anzuschließen. Herr Michelsen trat ebenfalls für Zentralisirung ein, während die Herren Krohn, Klink, Richter u. A. für das Fortbestehen des Fachvereins eintraten. Es wurde von letzteren Rednern insbesondere darauf hingewiesen, daß der noch junge Verein durch den Anschluß seine Entwicklungsfähigkeit einbüßen und somit statt zu erstarken, schwächer werden würde. Man müsse mit den vorhandenen Verhältnissen rechnen. Theoretisch sei ja die Zentralisirung sehr gut und prinzipiell müsse sich Jeder damit einverstanden erklären, aber in der Praxis bestehe die Nothwendigkeit, in der jetzigen Weise fortzuarbeiten, wenn etwas erreicht werden solle. Nach Schluß der Diskussion wurden Entschlüsse für die Abtheilungskommissionen votirt.

Eine zahlreich besuchte Versammlung der Tischlergesellen, welcher auch eine große Anzahl Meister beiwohnten, fand am Sonntag, den 22. d. Mts., Vormittags, im Gesellschaftshaus Ostend Altdorferstr. 45, statt. Herr Gustav Röbel behandelte hierüber in längerem Vortrage die Frage: „Wird Berlin durch die Einführung der Minimaltarife Konkurrenzunfähig?“ Der Vortragende wies darauf hin, daß der Berliner Export sich nur auf Möbel erstrecke und daß hierbei wiederum zu unterscheiden sei zwischen den besseren, sogenannten stilistischen Möbeln und den geringeren Spezialmöbeln die ersteren würden in Berlin nicht billiger hergestellt, als auswärts und machten sich auch infolgedessen keine Konkurrenz, als sie, von dem jeweiligen Geschmack abhängig, überall anders gefertigt würden. Anders sei es allenfalls mit den Spezialmöbeln. Aber durch solidere Herstellung der Waare würde auch hier die Konkurrenzfähigkeit nicht beeinträchtigt, sondern im Gegentheil erhöht werden. Die Versammlung versprach in einer Resolution, für die Durchführung der Minimallohntarife eintreten

und die freiwillige Beisteuer zum General-Unterstützungsfonds regelmäßig leisten zu wollen.

In der letzten Mitglieder-Versammlung der „Freien Vereinigung der Bergpolier und Fachgenossen“ handelte es sich hauptsächlich um Statutenberathung. Referent Herr Böhl. Außerdem beschäftigte man sich mit Mißständen in der Fabrik des Herrn Aug. Werkmeyer (Brunnenstr.). Letzterer zieht seinen Arbeitern 50 Pf. für eine Verpflegung von 5 Minuten ab, sagt aber nicht, wie er die Strafgebühren verwendet.

Leipzig, den 22. März. Von Seiten der Gewerkoereiner war auf heute eine Versammlung nach dem Zentralhallen-Saal einberufen, in welcher Herr Dr. Max Hirsch über die Arbeiter-Schutz-Gesetzgebung referiren sollte. Die Versammlung, welche von ungefähr 3500 Personen besucht war, wurde vom Vorsitzenden des hiesigen Gewerkoereins mit einer Ansprache eröffnet, in welcher derselbe darauf hinwies, daß die in letzter Zeit stattgefundenen Arbeiter-Versammlungen stets einen mühseligen Verlauf gehabt hätten und er daher hoffe, daß auch diese Versammlung in ruhiger Versammlung enden werde. Es wurde nun zur Bureauwahl geschritten, die Mehrzahl der Anwesenden war für den Higarrenarbeiter Herrn Hoffmann als Vorsitzenden, während der Gewerkoereiner Herr Friedrich haben wollten. Nach einer stürmischen Geschäftsordnungs-Debatte fügte sich die Minderheit und Herr Hoffmann übernahm den Vorsitz. Derselbe machte nun den Vorschlag, den zweiten Vorsitzenden aus den Reihen der Anhänger des Herrn Max Hirsch zu ernennen; die Versammlung war hiermit aber nicht einverstanden und so wurde auch der zweite Vorsitzende aus der Majorität der Versammlung gewählt. Bei der darauf folgenden Wahl des Schriftführers wurde die Versammlung polizeilich aufgelöst.

In Halberstadt, wo die Handwerkerinnungen lebhaft für den Ackermann'schen Antrag petitioniren, sprach am 20. der A. h. g. H. e. gegen die reaktionäre Gewerkepolitik und für einen gründlichen Arbeiter-Schutz. Die Versammlung sprach ihr volles Einverständnis mit den Ausführungen des Referenten aus.

Der Arbeiter-Bezirksverein für den Osten Berlins hält am Dienstag, den 24. März, Abends 8 1/2 Uhr, in Keller's Gesellschaftshaus, Andreasstr. 21, eine Versammlung ab, in welcher der Schriftsteller Herr S. Land einen Vortrag über: „Des Volkes Kunstgenüsse“ halten wird. Im Hinweiss auf diesen interessanten Vortrag ist ein recht zahlreiches Erscheinen der Mitglieder erwünscht, ebenso sind Gäste, durch Mitglieder eingeführt, willkommen. Die Mitglieder, welche ihre neue Karte noch nicht eingeklebt haben, werden gebeten, dies beim Kassirer Berger entweder in der Versammlung oder in dessen Wohnung, Straußbergstr. 27 II, baldigst zu thun.

Der Bezirksverein des werththätigen Volkes der Schönhauser Vorstadt hält heute Dienstag Abend 8 1/2 Uhr seine regelmäßige Versammlung in Reiffen's Lokal, Schönhauser Allee 161 ab. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Weigner. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten. Die Mitglieder werden auf 5 aufmerklich gemacht. Die neuen Mitgliedsbücher können in Empfang genommen werden.

Die Mitglieder der Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Tischler u. s. w., örtliche Verwaltungsstelle Berlin G., Frankfurter Thor-Bezirk, halten ihre Mitgliederversammlung heute Abend 8 Uhr im Lokal Grüner Weg 29 bei Säger ab. Tagesordnung: Wahl der 14 Delegirten zur Generalversammlung. 2. Verschiedenes. Recht zahlreiches Erscheinen ist nothwendig. Das Mitgliedsbuch legitimirt.

Bei der am 22. d. Mts. im „Bedding-Park“, Müllerstraße 178, stattgefundenen Versammlung der Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Tischler u. s. w. (Verwaltungsstelle E) wurden folgende 14 Personen als Delegirte gewählt und erhielten Stimmen: Herr Faust 23, Heinert 25, Hilbrand 24, Roeske 22, Hund 21, Jubel 21, Ramwig 20, Blew 20, Schöffke 19, Schulze 18, Kossin 19, Ritter 19, Bennewitz 17 und Böhm 17.

### Kleine Mittheilungen.

Auf „Wilhelminenhöhe“ bei Kiel hatten die Sozialdemokraten in der Nacht zum 18. März eine rotke Fahne mit der Aufschrift: „Hoch lebe die Sozialdemokratie“ aufgeschl. Als am andern Morgen dieselbe bemerkt ward, war man sofort bemüht, die Fahne herabzunehmen, was jedoch keine leichte Arbeit war, da die Stange, nachdem der Fahnenstiel oben abgeschnitten, in einer Länge von circa 8 Fuß mit Seife bestrichen war.

Die Gesamtzahl der Todten in der Grube Camphausen beträgt 176, die der Entlebten 141 Wittwen mit 416 Kindern.

### Theater.

- Königliches Opernhaus.**  
Heute: Der Wüchling.
- Königliches Schauspielhaus.**  
Heute: Der Kaufmann von Venedig.
- Deutsches Theater.**  
Heute: Die Welt, in der man sich langweilt.
- Bellealliance-Theater.**  
Heute: Doktor Klaus.
- Königlich-Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.**  
Heute: Gasparone.
- Central-Theater:**  
Alte Jakobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.  
Heute: Der Kaiser-König.
- Residenz-Theater:**  
Direktion Anton Anno.  
Heute: Zum 34. Male: Der Vergnügungszug. Hierauf: Die Schultzein.
- Palhalla-Operetten-Theater:**  
Heute: Der Feldprediger.
- Louisenstädtisches Theater:**  
Heute: Faselhans.
- Ostend-Theater:**  
Heute: Vorberbaum und Bettelstab.
- Wallner-Theater.**  
Heute: Die Sarglöfen.
- Victoria-Theater.**  
Heute: Sulfurino.
- Alhambra-Theater.**  
Heute: Bella-Vista.

### Arbeitsmarkt.

- Ein Schlossergeselle, der auch schmieden kann, wird verlangt Balkfadenstr. 72 bei Matten. 625
- Ein Tapezier-Lehrling gegen Kostgeld wird verlangt G. Koch, Kommandantenstr. 12. 627
- Schneidern, Zeichnen und Zuschneiden können Damen in kurzer Zeit gründlich erlernen (4 Wochen 10 Mark) Schneidemeister f. Damen. 621
- Allen Freunden und Bekannten empfehle mein **Möbel-Transport-Geschäft.** F. Dam, Bappell-Allee Nr. 26. 603

### Central-Kranken- und Sterbekasse der Tischler

und anderer gewerblicher Arbeiter der örtlichen Verwaltungsstelle Berlin G.  
Dienstag, den 24. März, Abends 8 Uhr, Grüner Weg 29 bei Säger:  
**Versammlung.**

Tagesordnung: 629  
1. Wahl der 14 Delegirten. 2. Verschiedenes.  
Zahlreiches Erscheinen ist nothwendig. — Das Mitgliedsbuch legitimirt. Der Bevollmächtigte.

### Orts-Krankenkasse der Klempner.

630  
Die **General-Versammlung** der Kassen-Mitglieder betr. Wahl von 150 Vertretern der Arbeitnehmer findet am Sonntag, den 29. d. Mts., Vormittags 10 Uhr, in den Grätzel'schen Bierhallen, Kommandantenstraße 77-79 und die **General-Versammlung** der Arbeitgeber betr. Wahl von 75 Vertretern findet am Montag, den 30. d. Mts., Abends 8 Uhr, ebendort selbst statt. Der Vorstand.

### General-Versammlung der Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft d. Scheider z. Berlin (G. G.)

635  
Sonnabend, 28. d. Mts., Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Pieper, Mauerstraße 86.  
Tagesordnung: Wichtige Angelegenheiten.  
Sämmtliche Mitglieder werden hierzu eingeladen. Der Vorstand.

Personen, welche gewillt sind dem jetzt neu gegründeten **Sanitäts-Verein (Verein für ärztliche Hilfeleistung)** beizutreten, können sich zu jeder Tageszeit in die Listen bei Werschke, Adalbestr. 16, einzutragen lassen. 628  
Eine freundliche Schloßleite für zwei Herrn zum 1. April Josephstraße 14, Hof I. IV. bei Ritter. 619  
Ein Istenstr. möbl. Zimmer, Steglitzerstraße 70 zu verm. Zu erfragen Ködnerstraße 17, Hof 4 Tr. 624

**H. Buldermann's Salon**  
Nachf. Th. Lammers 549  
Kommandantenstraße 72, 1 Tr.  
Mein hocheleganter Parquet-Saal ist noch am 1. Osterfeiertag zum Tanzplätzen zu vermieten.

**Dachdecker und Maler**  
erhalten Farben, Lack und Firnisse zu den billigsten Preisen in der Droguerie von  
626 **H. A. Fest,** Berlin W., Kurfürstenstr. 25.

Allen Freunden und Bekannten empfehle meine  
**Restauration**  
**Zum wahren Jakob.**  
Weiss- und Bairisch-Bier à Glas 10 Pf.  
Für Abend-Unterhaltung ist auf das Beste gesorgt.  
628 **G. Speckermann,** Rüdelsdorferstr. 51.

Zu beziehen durch die Expedition Zimmer-Strasse 44.  
Soeben erschien im Verlage von J. G. W. Dies  
**Vergleichende statistische Uebersicht**  
der  
**Wahlen**  
zum deutschen Reichstage  
von  
1881-1884.  
Zusammengestellt unter Benutzung der vom kaiserlichen statistischen Amte ausgearbeiteten Statistik der allgemeinen Wahlen für die VI. Legislaturperiode des deutschen Reichstages im Jahre 1884, sowie Dr. A. Billis's Statistik der Wahlen (Berlin, Louis Gerschel.)  
Von **H. D.**  
Preis 20 Pfennig.  
Zu beziehen durch die Expedition Zimmer-Strasse 44.